Zeitschrift: Toggenburger Jahrbuch

Band: - (2010)

Artikel: Von schwarzer Butter, Nazis und anderen fremden Elementen : das Leben im mittleren Toggenburg während der Kriegszeit 1939-1945

Autor: Anderegg, Barbara

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-882767

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Von schwarzer Butter, Nazis und anderen fremden Elementen

Das Leben im mittleren Toggenburg während der Kriegszeit 1939–1945

Die Schweiz war vom Krieg in Europa 1939 bis 1945 nicht direkt betroffen. Dennoch hatte das Kriegsgeschehen Auswirkungen auf das Leben der Bevölkerung. Abgesehen von den Männern, die Aktivdienst leisteten, spürten auch die Männer, Frauen und Kinder zu Hause in ihrem alltäglichen Leben den Krieg. Die deutlichsten Auswirkungen auf den Alltag hatte wohl die durch den Krieg veränderte Versorgungslage. Besonders die Rationierung der Lebensmittel war für die Menschen einschneidend. Mit der Versorgung verbunden war die sogenannte Anbauschlacht. Plötzlich mussten die Toggenburger Milchbauern auch Ackerbau betreiben. Durch den Krieg kamen aber auch fremde Menschen ins Tal. Internierte Soldaten der kriegführenden Länder wurden in Toggenburger Gemeinden untergebracht, und Flüchtlinge gelangten in die Schweiz. Zudem erfuhr das Zusammenleben mit den deutschen Mitmenschen durch den Krieg eine Veränderung.

Barbara Anderegg

Erinnerung und geistige Landesverteidigung

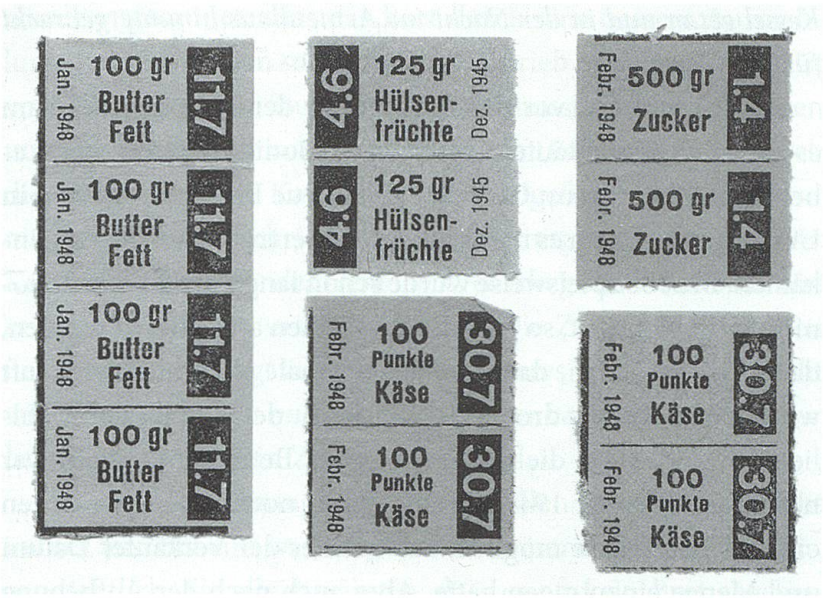
Die Schweiz und der Zweite Weltkrieg ist ein Thema, das schon von vielen Historikern aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchtet wurde. Fast immer ging es dabei um den Staat, selten um die Erlebnisse der «normalen» Bürgerinnen und Bürger. Worauf mussten die Hausfrauen achten, um trotz der Rationierung genügend schmackhaftes Essen auf den Tisch zu bringen? Hatten die Toggenburger Kontakt zu den internierten Soldaten? Gab es Nationalsozialisten unter den Deutschen im Toggenburg, und wenn ja, wie ging man mit ihnen um? Diesen und ähnlichen Fragen bin ich in meiner Lizentiatsarbeit nachgegangen.

Leider existieren kaum schriftliche Quellen, die eine Beantwortung dieser Fragen zulassen. Daher führte ich Interviews mit insgesamt neun Zeitzeuginnen und Zeitzeugen aus Ebnat-Kappel und Wattwil, in denen sie ihre Erinnerungen an diese Zeit mit mir teilten. Ihre Aussagen habe ich so weit wie möglich anhand schriftlicher Quellen ergänzt.

Bei der Arbeit mit Erinnerungsinterviews muss berücksichtigt werden, dass Erinnerungen nicht direkte Abbilder des Geschehens sind. Vielmehr werden sie geprägt durch unsere Gefühle und Einstellungen im Moment des Erlebens, und sie erfahren im Laufe der Zeit Veränderungen durch neue Interpretationen. Um die Erinnerungen richtig einordnen zu können, müssen vor allem auch die Deutungsmuster der jeweiligen Zeit berücksichtigt werden. Zur Verteidigung der Schweiz genügte die nur militärische Abwehrbereitschaft gegen mögliche Angriffe nicht. Auch der geistigen Widerstandskraft der Bürger schrieb man grosse Bedeutung zu. Es wurden deshalb beachtliche Anstrengungen unternommen, diese zu stärken. Alle diese Bestrebungen werden unter dem Begriff «geistige Landesverteidigung» zusammengefasst. Die Soldaten mussten davon überzeugt werden, dass sie Rechte und Freiheiten besassen, die es wert waren, verteidigt zu werden. Zudem musste der Durchhaltewillen des ganzen Volkes aufrechterhalten werden. Ein entscheidendes Element der Propaganda war die Vermittlung des Gefühls der Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft. Der Bevölkerung sollte gezeigt werden, wer sie war, wofür sie lebte und wofür es sich allenfalls zu kämpfen lohnte.

Märkli: grosser Aufwand für alle

Einer der zentralsten Aspekte des alltäglichen Lebens ist die Ernährung. In diesem Bereich bekam die Schweizer Bevölkerung den Krieg in Europa deutlich zu spüren. Während der Kriegszeit gingen die Importe aus den europäischen Ländern immer mehr zurück und mussten durch solche aus Übersee kompensiert werden. Dies war mit hohen Kosten und im weiteren Verlaufe des Krieges auch immer mehr mit Problemen der Einfuhr verbunden. Die Behörden erkannten dieses Problem schon früh und leiteten bereits vor Kriegsausbruch eine Rationierung verschiedener Gebrauchsgüter in die Wege. Die ausreichende Versorgung mit Lebensmitteln erachteten sie als von grosser Bedeutung für die Volksstimmung, den Durchhaltewillen und die Disziplin. Tendenziell herrschte dennoch eher Lebensmittelknappheit. Der Pro-Kopf-Kalorien-Verbrauch sank während der Kriegszeit auf durchschnittlich 2101 kcal gegenüber den Vorkriegswerten von 3200 kcal. Vor allem mussten die Schweizer ihre Essgewohnheiten von tierischen auf mehr pflanzliche Nahrungsmittel umstellen. Die Schweiz konnte aber während der gesamten Kriegszeit als fast einziges europäisches Land, nebst Schweden, ein relativ hohes Ernährungsniveau aufrechterhalten.



Auch nach dem Krieg konnten viele Lebensmittel nur gegen Abgabe von Rationierungsmarken bezogen werden.

Rationierung bedeutet nicht nur eine Einschränkung des Verbrauchs von Mangelwaren, sondern auch die Lenkung des Verbrauchs von knappen auf verfügbare Lebensmittel. In der Schweiz erfolgte dies etappenweise. Mit der Zeit wurde das Rationierungssystem immer weiter ausgebaut und laufend verfeinert. Für den Bezug der rationierten Waren wurden Märkli ausgegeben. Diese konnten bei der Gemeinde bezogen werden, und nicht selten mussten die Toggenburger lange anstehen, um an ihre Rationierungsmarken zu kommen. Auch für die Spezereiläden und Lebensmittelfirmen bedeuteten die Rationierungsmarken einen Mehraufwand. Alle eingenommenen Märkli mussten für die Kontrolle durch die kriegswirtschaftlichen Behörden aufgeklebt werden. So begründeten die Detailhändler die Verkürzung ihrer Ladenöffnungszeiten im Sommer damit, dass sie nach Feierabend mit dem Einkleben von Marken mehr Arbeit hätten.

Von vernünftigen Vorräten und gierigem Hamstern

Noch vor der Rationierung, bereits am 12. Juni 1939, wurde die Bevölkerung aufgefordert, Lebensmittelvorräte für zwei Monate anzulegen. Im Dezember 1939 bestand dann eine weitere Möglichkeit zur Beschaffung von Vorräten. Als Folge dieser Aufrufe kam es auch im Toggenburg zu Hamstereinkäufen.

Ja, gewisse Leute hatten Vorräte: Fett und Öl und anderes Zeug. Was mich dann verdammt schadenfroh gemacht hat: es ging auch noch viel kaputt. Das gab dann sehr viel Schweinefutter. Und wissen Sie, was dann gemacht wurde, wenn die Ware kaputt gegangen ist? Sie haben die kaputten Vorräte in einen

Kessel getan und in der Nacht ins Armenhaus hinuntergebracht für die Schweine!

Aber nicht nur vor der Einführung der Rationierung kam es zu Hamstereinkäufen. Vor der Rationierung weiterer Lebensmittel oder wenn Gerüchte über neue Einschränkungen in Umlauf waren, kam es regelmässig zu übertriebenen Vorratseinkäufen. Brot beispielsweise wurde schon lange vor dessen Rationierung gehamstert, so dass die Bäckereien angewiesen wurden, darüber zu wachen, dass nur der normale Verbrauch verkauft wurde. Andernfalls drohte den Bäckern der Entzug der Mehllieferung oder gar die Schliessung des Betriebs. Deshalb war nach dem Oktober 1942 der Bezug nur noch gegen Vorweisen einer grünen Karte möglich, auf welcher der Verkäufer Datum und Menge einzutragen hatte. Aber auch nach der Aufhebung gewisser Rationierungen deckten sich die Leute übermässig mit Vorräten ein. Teilweise wurden diese Hamstereinkäufe gar als Anlass genommen, ein Produkt zu rationieren.

Bei weitem nicht alle Toggenburger legten sich Vorräte zu. Einigen war dies aus finanziellen Gründen nicht möglich. Andere heirateten erst während des Krieges und hatten aus diesem Grund keine Vorräte angelegt. Es gab aber auch Personen, die darauf verzichteten, weil sie nicht an den Ausbruch des Krieges glaubten. In einer Mitteilung des kantonalen Volkswirtschaftsdepartements im «Toggenburger Anzeiger» vom 11. September 1939 hiess es:

Trotz den zahlreichen behördlichen Weisungen und Mahnungen haben viele Leute sorglos in den Tag hineingelebt und sich nicht um die Vorratshaltung gekümmert. Wer sich nicht selbst versorgt oder bei der Gemeindebehörde für die Vorratshaltung gemeldet hat, muss nun die Folgen selber tragen.

Während der Bezugssperre veröffentlichten die Zeitungen zahlreiche Ratschläge der kantonalen Hauswirtschaftskommission für den Teil der Bevölkerung, der keine Vorräte angelegt hatte. Es wurden Vorschläge zur Verwendung von bezugsfreien Lebensmitteln gemacht sowie Tipps gegeben, wie man die allenfalls doch noch vorhandenen Vorräte schonen könnte.

Weniger Brot, aber «ewig» Kartoffeln

Von den kriegswirtschaftlichen Stellen wurde die Versorgung mit Brot und Milch als besonders wichtig erachtet. Brot galt als der Inbegriff der Nahrung überhaupt und war in ärmeren Kreisen das Hauptnahrungsmittel. Verschiedene Massnahmen sollten eine ausreichende Versorgung sicherstellen. Zuerst

wurde angeordnet, dass das Brot durch eine bessere Ausmahlung dunkler werden sollte. Ab 1940 schrieb man eine Lagerfrist von 24 respektive 48 Stunden vor. 1942 musste dem Brot Roggen und Gersten beigemischt werden, und ab 1944 wurden ihm auch die überschüssigen Kartoffelvorräte beigefügt. Der Ortschronist von Wattwil schrieb zur Beimischung der Kartoffel: *Der Kundschaft mundete das Herdöpfelbrot sehr gut, und sie bedauert es beinahe, dass es verschwinden soll.* Die Zeitzeugen stimmen dem nicht unbedingt zu. Es sei ein schweres Brot gewesen, nicht wirklich gut. *Ja, sie mussten auch lernen beim Backen und wir beim Essen,* meint ein Zeitzeuge lachend.

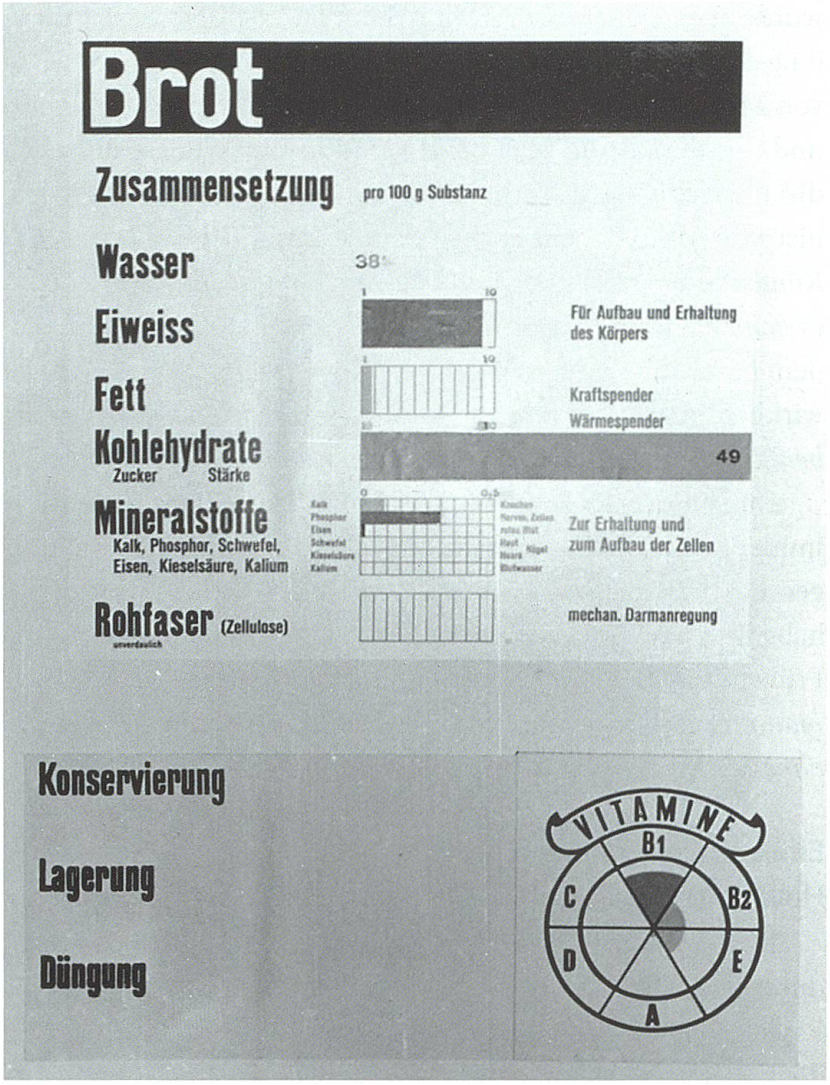
Dass die Versorgung mit Brot trotz allen Massnahmen nicht immer ausreichend war, zeigen die Erinnerungen der Zeitzeugen deutlich. Sie alle erwähnen, dass es oft kein Brot gegeben habe und man es durch Kartoffeln ersetzen musste. Sogar zum Frühstück habe man Kartoffeln gegessen, aber: *Kartoffeln hatte man immer, aber eben, nur Kartoffeln ist auch nicht lustig. Rösti ohne Fett!*

Einfallsreichtum gefragt: Haushalten während der Rationierung

Der Tenor bei den Zeitzeugen ist eindeutig: Man habe sich durchgeschlagen, aus dem etwas gemacht, was man hatte. Das Essen sei einfach gewesen, aber man habe genug gehabt. Es galt, die knappen Lebensmittel gut einzuteilen und auf Lebensmittel umzustellen, die verfügbar waren. Gefragt war vor allem Einfallsreichtum und «richtiges» Haushalten.

Die Lebensmittel, die musste man einfach einteilen, und gegen Herbst hat man angefangen, etwas Mehl auf die Seite zu legen, um dann an Weihnachten ‹chrömlen› zu können, und mit dem Schmalz hat man auch . . . Ja, man musste sich einfach einrichten.

Für die Hausfrauen hatte dies vor allem einen grösseren Zeitaufwand bei der Zubereitung der Mahlzeiten zur Folge. Lebensmittel, die mit wenig Aufwand zu einer Mahlzeit zubereitet werden konnten und auch noch günstig waren, etwa Teigwaren oder Eier, waren allesamt rationiert. Auch sonst hatten die Hausfrauen mehr zu tun. Sie mussten Vorräte anlegen, einmachen und vor allem ungewohnte Zutaten als Ersatz für nicht erhältliche Lebensmittel verwenden lernen. Dass es für die Frauen nicht leicht war, ihre Küche umzustellen, war auch den Behörden bewusst. Mit Kochkursen, Vortragsreihen und Rezeptsammlungen versuchten sie ihnen zu helfen. Über Telefon konnte sogar ein «sprechendes Menü» abgerufen werden. Auch im Toggen-



Mit solchen Plakaten wurde die Bevölkerung an der Ausstellung «Wir pflanzen und essen» im Volkshaus Wattwil für Ernährungsfragen sensibilisiert. Foto: Ortsarchiv Wattwil.

burg wurden Vorträge und Ausstellungen zum Thema Ernährung organisiert. Die Zeitungen veröffentlichten Tipps, wie die Hausfrau möglichst sparsam mit den Lebensmitteln umgehen konnte und welche Vorräte zu welcher Zeit angelegt werden sollten. Die Frauen gaben sich auch untereinander Ratschläge und Instruktionen.

Ich weiss noch, ich musste bis in den Bendel hinauf, den Leuten helfen, Schafgigot zu kochen. Da im «Ochsen» war eine gute Metzgerei – und Schaffleisch brauchte nicht viele Punkte. Da war ein Mann beim Metzger, der sagte, er müsse Gigot kaufen, aber seine Frau wisse nicht, wie man das mache. Und dann hat der Metzger gesagt: ‹Schau, da hast du eine Frau, die das kann.› Dann haben wir meinem Mann telephoniert, ich würde nicht heimkommen, ich ginge in den Bendel hinauf. Und dann sind etwa drei, vier Frauen dorthin gekommen, und ich habe mit ihnen Gigot gekocht.

Gerade die Umstellung auf andere Lebensmittel fiel nicht allen leicht. Insbesondere Hülsenfrüchte seien nicht beliebt ge-

wesen, meint eine Zeitzeugin. Um an genügend und bevorzugte Lebensmittel zu gelangen, haben die Toggenburger ganz verschiedene Strategien entwickelt. Mochte zum Beispiel eine Familie lieber Käse, die andere lieber Fleisch, so wurden Märkli untereinander getauscht. Fast alle, die über genügend Platz verfügten, begannen Kaninchen und Hühner zu halten. Hühner- und Kaninchenfleisch war nie rationiert und hätte vor allem auch gut eingetauscht werden können.

Es war einfach Sein oder Nichtsein! Aber die Leute haben einander geholfen. Und wenn einer einen Haufen Kartoffeln hatte und der andere keine, aber dafür mehr Gemüse, dann haben sie untereinander getauscht. Und eben mit diesem Kaninchen züchten, es ist eigentlich bald fast Pflicht geworden, dass man, wenn man Boden hatte, auch Kaninchen züchtete. In der Stadt konnten sie keine Kaninchen halten.

Grundsätzlich galt die Devise, dass keine Lebensmittel verloren gehen durften. Die Bevölkerung wurde aufgefordert, Wildfrüchte zu sammeln, Resten zu verwerten und Lebensmittel zu konservieren. Zu diesem Zweck wurden in den Gemeinden auch Dörröfen für die Bevölkerung eingerichtet.

Volksschädlinge – Volkssport

Es gab aber auch halblegale oder gar illegale Wege, um an zusätzliche Lebensmittel zu gelangen. Eine Zeitzeugin erzählt, dass sie auch verbotenerweise gefischt habe.

Beim Schwarzen Steg habe ich eine Schnur an den Stauden befestigt, und die Angel mit dem Köder habe ich in die Thur reingeworfen. Manchmal bin ich nachts um zwei die Schnur wieder rausnehmen gegangen. Manchmal hatte es dann einen Fisch dran und manchmal nicht. Und einmal habe ich auch einen Fisch rausgezogen, und ein Stück weiter oben hat einer gerufen: ‹Hast du auch einen Fisch?›

Auch ein Schwarzmarkt entstand. Sogenannte Schieber- und Wuchergeschäfte standen zwar an unter scharfer Strafandrohung, das half aber nur wenig. Der Grund für den geringen Erfolg in der Bekämpfung des Schwarzmarktes wurde in der mangelnden Mithilfe seitens der Bevölkerung gesehen. Die Behörden versuchten mittels Propaganda gegen den Schwarzhandel vorzugehen. Personen, die sich auf dem Schwarzmarkt eindeckten, wurden als «Volksschädlinge» dargestellt.

Offizielle Hinweise auf einen Schwarzmarkt in der Region finden sich nicht. Dies liegt aber nicht daran, dass es ihn nicht gegeben hätte, im Gegenteil. Gemäss Zeitzeugen wurde er sogar

ziemlich rege betrieben. Der Schwarzhandel sei zu einer Art Volkssport geworden. Alle seien an schwarze Lebensmittel gekommen, solange sie nur einen Bauern kannten und sich gut mit den Leuten verstanden. Man war sich zwar durchaus bewusst, dass man damit gegen das Gesetz verstiess, aber man entwickelte verschiedene Strategien, um sich zu schützen.

Hast es halt so gemacht, dass sie dich nicht erwischt haben! Ich habe im Keller unten ein Loch gegraben, das war Erdboden, und da habe ich ein Loch gegraben, und dann hatte ich einen Kessel, und da habe ich das dann reingelegt. Und über das Loch habe ich Brettli und Erde gelegt . . . Das hat's dich einfach gelehrt! Ach, da ist doch schwarzes Zeug gegessen worden!

Allerdings scheinen auch die Kontrollen wenig streng gewesen zu sein.

Mein Vater wurde einmal kontrolliert von einem Polizisten, da oben an der Eich, und da hat er zu ihm gesagt: ‹Was hast du da drin?› Da sagte der Vater: ‹Ja, denk Butter.› Da hat er gesagt: ‹Kannst du mir auch ein bisschen geben?› Von da an war er ein regelmässiger Abnehmer, der Polizist.

In der Möglichkeit, an schwarze Lebensmittel zu kommen, sehen die Zeitzeugen den wohl grössten Vorteil der Toggenburger gegenüber der Stadtbevölkerung. Es habe aber auch Städter gegeben, die aufs Land kamen, um zusätzliche Lebensmittel zu kaufen. Sie seien aber aufgefallen. *Ja, und dann waren wir plötzlich keine Landtschumpel mehr.*

Wir leben jetzt jedenfalls noch

Insgesamt sind sich alle Zeitzeugen einig, dass sie trotz Rationierung gut über die Runden gekommen seien. Es sei zwar manchmal knapp gewesen, aber man sei durchgekommen. Eine Zeitzeugin meint gar, positiv sei gewesen, dass es fast keine dicken Leute mehr gegeben habe. Diese Einschätzung scheint gar nicht so falsch. Es wurde grundsätzlich eine Gewichtsabnahme in der Bevölkerung beobachtet. Sie wurde aber weniger mit Unterernährung in Verbindung gebracht als vielmehr mit dem Tempo der Veränderung in der Art der Ernährung.

Aber nicht alle kamen mit der Rationierung zurecht, aus unterschiedlichen Gründen. Für berufstätige Frauen war es schwieriger, weil sie wenig Zeit zum Kochen hatten. Andere hätten sich nicht anpassen wollen oder sich einfach nicht zu helfen gewusst. Aber auch finanzielle Gründe werden erwähnt. Besonders kinderreiche Familien mit niedrigem Einkommen hatten Mühe. Diesen Familien wurden Märkli abgekauft, so dass sie

Traktoren, Personenwagen und Lastwagen wurden grosse Behälter angebaut, damit sie mit Holzkohle angetrieben werden konnten. Foto: Ortsarchiv Wattwil.

Geld besassen, um wenigstens andere Märkli einlösen zu können. Dieser Problematik waren sich auch die Behörden bewusst. Sie führten daher 1943 die B-Karte ein. Diese ermöglichte es, billigere Nahrungsmittel mit gleichem Nährwert zu beziehen. In den Gemeinden wurden zudem Suppenküchen eingerichtet, wo die Bedürftigen reichhaltige Suppen beziehen konnten. Auch die Abgabe verbilligter Lebensmittel war ein Versuch, die Not zu lindern. Es scheint aber, dass sich viele der Bedürftigen schämten und sich für einen Bezug nicht meldeten.

Holzvergaser und «schitere» Stoff

Neben den Lebensmitteln waren auch viele Gebrauchsgüter rationiert. Textilien, Seife, Velopneus sowie Brenn- und Kraftstoffe waren zeitweise gar nicht mehr und wenn, dann nur noch gegen Bezugsscheine erhältlich. Als 1940 ein Handelsverbot für Schuhwaren, Textilien und Wollwaren eingeführt wurde, drängten auch die Toggenburger in die Läden, um sich noch einzudecken. Durch die Rationierung der Textilien in Verbindung mit der eingeschränkten Erhältlichkeit von Seife kam ihrer Pflege eine noch bedeutendere Rolle zu. Daher wurden Kurse und Vorträge zu diesem Thema angeboten. Die Firma Heberlein führte

1940 zwei Vorträge zum Thema «Richtiges Waschen in Zeiten der Rationierung des Waschmittels» durch. Auch die Werbung griff die Rationierung auf:

Auf was es ankommt – Heute kommt es mehr denn je auf die Pflege und Erhaltung des Waschguts an. Und das ist nur mit einem guten Waschmittel möglich . . . mit Persil.

In den Erinnerungen der Zeitzeugen spielt die Rationierung der Textilien aber nur eine untergeordnete Rolle. Die Frauen erinnern sich vor allem an die schlechte Qualität der Textilien, denn Baumwolle war durch Zellwolle ersetzt worden. Glücklich schätzen konnten sich diejenigen, die noch vor dem Krieg geheiratet hatten. Ihre Aussteuer umfasste noch richtige Leintücher, nicht solche aus Mischgewebe. Das Mischgewebe sei «schitere» Stoff gewesen, mit dem man nicht einmal richtig abtrocknen konnte. In Bezug auf die Kleidung scheint die Einschränkung nicht besonders bedeutend gewesen zu sein. Man habe sowieso kein Geld gehabt, sich einen grossen Vorrat an Kleidern oder Schuhen zuzulegen. Aber auch in diesem Bereich wurde nach Ausweichmöglichkeiten gesucht. Eine findige Zeitzeugin erzählt, dass sie Angora-Kaninchen gezüchtet habe. So sei sie dann neben dem Fleisch auch zu Wolle gekommen.

Das Benzin wurde bereits 1939 rationiert. Aber schon vorher war der Verkehr mit privaten Motorfahrzeugen an Sonntagen verboten. Nur die Ärzte hätten noch Benzin erhalten, die anderen seien mit dem Velo gefahren. Deshalb wurde nach Ersatzstoffen gesucht. Einige Fahrzeuge wurden auf Holzgasbetrieb umgebaut. An diese Fahrzeuge erinnern sich die Zeitzeugen gut. Man habe grosse Kisten an die Autos gebaut.

Als ich in der Lehre war, beim Neher, hatte er einen Wuxal mit Holzvergaser. Wenn der Lehrmeister an die Börse wollte, mussten mein Unterstift und ich eine Stunde vorher die Büchse mit Holzkohle füllen, dann mit bengalischen Zündhölzchen anzünden und laufen lassen. Eine Viertelstunde brauchte der, bis er fahren konnte. Und er hatte immer zwei Säcke hinten im Auto drin. Dann musste er wieder nachfüllen.

Der Benzinmangel hatte für einige aber auch positive Auswirkungen. Die Kinder hätten stundenlang auf der Strasse «Völkerball» spielen können, ohne dass ein Auto gestört habe. Dieser Umstand passte nicht allen Toggenburgern. In einem Leserbrief beklagte sich ein Herr darüber, dass durch den eingeschränkten Motorverkehr immer weniger Disziplin auf der Strasse herrsche. Kinder missbrauchten die Strasse als Spielplatz, und die Jugendlichen veranstalteten mit den Velos Rasereien.

Mit der Zeit wurde auch das Brennholz knapp, und die Gemeinden wurden zum Holzschlag und zur Lagerhaltung, wie hier im Wattwiler Wiesental, verpflichtet. Foto: Ortsarchiv Wattwil.

Wegen Brennstoffmangels geschlossen

Aber nicht nur das Benzin, auch andere Betriebsstoffe wurden der Rationierung unterworfen. Schon 1939 mangelte es in der Folge an der Beheizung von Räumen.

Und gefroren haben wir in der Schule! Im obersten Stockwerk hatten wir ‹Schreibmaschinele›, da musstest du dich dick anziehen.

Ein Vorteil der Toggenburger war wohl, dass erst wenige auf andere Brennstoffe als Holz umgestellt hatten. Aber auch an Holz herrschte in der Schweiz kein Überfluss. Als Personen, die bis anhin Holzkohle gebraucht hatten, ebenfalls Holz zu beziehen begannen, drängte sich dessen Rationierung auf. Die einzelnen Gemeinden wurden zum Holzschlag verpflichtet. Ebnat und Kappel galten als Überschussgemeinden für Holz, Wattwil als Selbstversorgergemeinde. Die Ortsbürger konnten das Holz aus den Gemeindewäldern verbilligt beziehen.

Trotzdem machte sich der Mangel an Heizmaterial bemerkbar. Ab Oktober 1940 wurde an Samstagen der Schulbetrieb über den Winter eingestellt. Aufgrund einer bundesrätlichen Verordnung über Brennstoffeinsparungen blieben auch die Gemeindeverwaltungen und die Darlehenskasse Wattwil an den Wintersamstagen geschlossen, und die Ladenöffnungszeiten wurden eingeschränkt. Für Private galten Vorschriften, welche

Das Gemälde von Albert Edelmann vom Mai 1945 zeigt das Ausmass der Anbauschlacht im Toggenburg. Die normalerweise grünen Hügel waren in den Kriegsjahren mit braunen Ackerflächen durchsetzt.
Foto: Privatbesitz.

Räume bei welcher Aussentemperatur wie stark geheizt werden durften. Zusätzliches Heizmaterial war in den Wäldern zu finden. Dort sammelten die Schulkinder Tannzapfen, um sich damit ein Sackgeld zu verdienen. Aber nicht nur Einheimische sammelten Tannzapfen und Fallholz, sogar Zürcher reisten zu diesem Zweck mit der Eisenbahn ins Toggenburg.

Die «Anbauschlacht»

Ein Ziel der Schweizer Kriegswirtschaft war, in Bezug auf die Versorgung mit Ackerbauprodukten so weit als möglich unabhängig vom Ausland zu werden. Die dazu nötigen Bestrebungen wurden mit dem Namen «Anbauschlacht» oder nach ihrem geistigen Vater als «Plan Wahlen» bezeichnet. Alle möglichen Flächen der Schweiz sollten für einen Mehranbau eingesetzt werden. Mit grossem propagandistischem Aufwand wurde die Bevölkerung dafür sensibilisiert. Diese Propaganda war inhaltlich genau auf die geistige Landesverteidigung abgestimmt und sollte neben der Aufforderung zum Mehranbau vor allem die nationale Solidarität stärken.

Im Toggenburg – von der Milchwirtschaft beherrscht – stellte der Mehranbau vor allem die Landwirte vor eine völlig neue Herausforderung. Aufgrund der hügeligen Topographie konnte die Anbaufläche in den Bezirken Neu- und Obertoggenburg im Vergleich zu anderen Gebieten nur wenig zunehmen. Dennoch stieg sie im Neutoggenburg zwischen 1935 und 1945 von 35 auf

immerhin 46 Hektaren. Dem Ackerbau im Toggenburg kam vor allem Bedeutung für die Selbstversorgung mit Kartoffeln und Gemüse zu. Ab 1942 konnte dieser Eigenbedarf vollauf gedeckt werden. Wattwil hatte 1943 sogar 22,4 Prozent mehr als das Pflichtmass angebaut, und auch Ebnat übertraf dieses.

«E huere Plögeti»

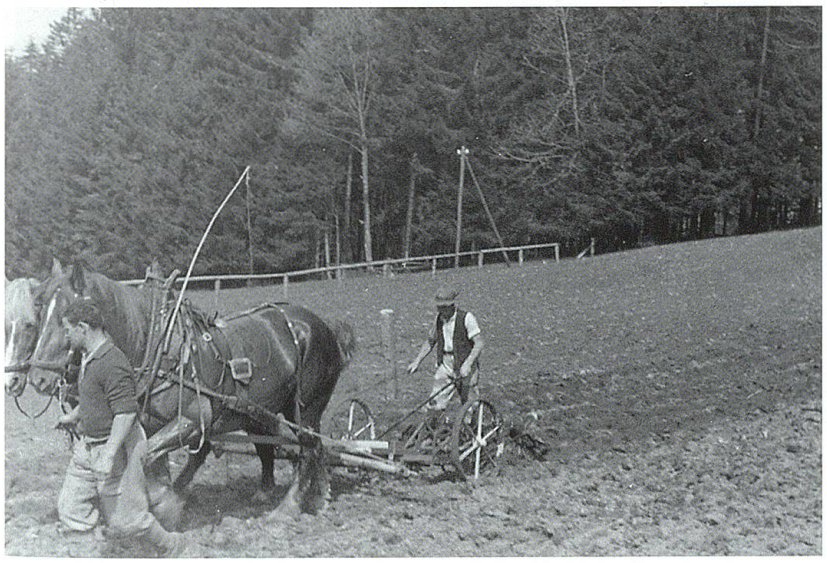
Von der Pflicht zum Mehranbau waren vor allem die Bauern betroffen. Sie wurden auch in den Mittelpunkt der Propaganda gestellt und erhielten durch die Anbauschlacht neues gesellschaftliches Gewicht. Für die Toggenburger Milch-Bauern galt es nun plötzlich zu «ackeren».

Wenn es so ein steiniger Boden war, dann war das ‹e huere Plögeti›.

Und die Situation auf den Bauernhöfen war durch den Krieg ohnehin schon belastet. Bereits vor Kriegsbeginn hatten der Landwirtschaft wegen der Abwanderung in die Industrie Arbeitskräfte gefehlt. Durch die Mobilmachung fielen auch noch die Bauern und deren Knechte weg. Erschwerend kam hinzu, dass nicht nur die Soldaten, sondern auch die Hilfsdienstpflichtigen eingezogen wurden. So blieben die Frauen oft alleine auf dem Hof zurück. Ein weiteres Problem war, dass viele Frauen die Arbeit auf dem Hof gar nicht gewohnt waren.

Die Leute haben viel zu wenig gegärtnert, als die Stickerei war. Da mussten diese Frauen ins Sticklokal runterhocken.

Zu den normalen Arbeiten auf dem Hof kam nun zusätzlich die Feldarbeit. Diese wurde noch erschwert, weil viele Pferde für das Militär abgegeben werden mussten und bei der Arbeit auf dem Feld fehlten.



Im Zuge der Anbauschlacht mussten die Toggenburger Bauern ihre Wiesen pflügen und Kartoffeln und Getreide anpflanzen. Foto: Ortsarchiv Wattwil.

Um die Bauern zu unterstützen, wurden Männer, Frauen und Jugendliche aufgerufen, freiwillig in der Landwirtschaft zu helfen. Der Landdienst wurde ins Leben gerufen. Auch die Bauern selbst fragten um Hilfe.

Dann sind sie manchmal fragen gekommen, der Mann hat gesagt: ‹Ich muss wieder einrücken. Du musst dann der Frau ein bisschen helfen.› Und dann bin ich auch gegangen: Manchmal habe ich zwei, drei kleine Kinder mitgenommen und bin einfach mit diesen Kindern helfen gegangen.

Auch andere Massnahmen wurden ergriffen, um den Bauern unter die Arme zu greifen. So stellte die Armee im Frühjahr 1940 bediente Pferdegespanne für den Umbruch des Ackerlandes zur Verfügung. In Kappel setzte man für die Kartoffelernte auch Internierte ein. Auf Anweisung des Volkswirtschaftsdepartements mussten landwirtschaftliche Arbeitsgruppen von neun bis zwölf Arbeitskräften gebildet werden. An deren Spitze stand ein Obmann, der die Pflicht hatte, bedrängten Bauern und insbesondere den Bäuerinnen jederzeit mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Für eine zusätzliche Hilfe sorgten in Ebnat und Kappel die Ehefrauen der Gemeindeammänner. Sie vermittelten den Bäuerinnen Mädchen, die während der Schulferien auf den Betrieben helfen konnten. Die Ebnater und Kappler Schüler mussten anstelle des Turnunterrichts auf die Äcker, um nach Kartoffelkäfern zu suchen. Die Nicht-Bauern unter den Zeitzeugen sind sich einig, dass die Bäuerinnen und ihre Kinder es sehr schwer hatten.

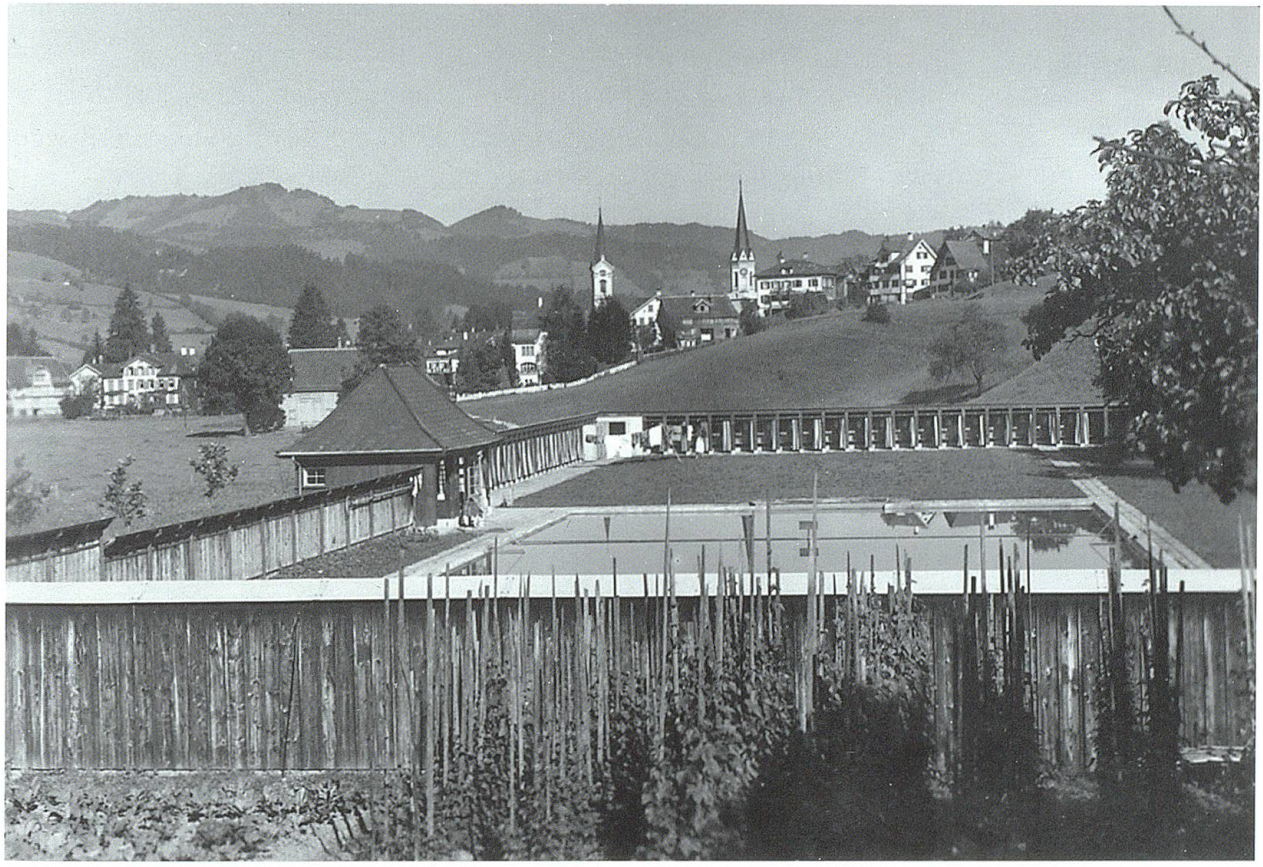
Eine Bauernfrau war zu bemitleiden. Die musste krampfen. Sie musste melken und dafür sorgen, dass der Stall immer voll wurde, sie musste alles können. Es hat wahnsinnig viel an ihr gehangen . . .

Alle müssen gärtnern

Aber nicht nur die Bauern mussten anbauen, auch die privaten Haushalte wurden aufgefordert, wenigstens Kartoffeln anzubauen.

Wenn man den Kirchenrain runtergeht, diese Wiese da unten, das war alles Garten. Jeder musste dort anpflanzen. Die Gemeinde hat das Land gegeben, und dieses war in Parzellen eingeteilt. Je nach Personen im Haushalt hat man eine grössere oder kleinere Parzelle bekommen. Aber alle Leute haben gegärtnert.

Selbst die Schüler von Ebnat begannen anzupflanzen. 1942 wurden durch die Kleinpflanzer in Ebnat 560 Aren angepflanzt. Das dafür nötige Land pachteten die Gemeinden und verpachte-



In Ebnat wurde den Privaten in der Gill Pflanzland zur Verfügung gestellt. Aber auch jede andere freie Fläche wurde für den Anbau von Gemüse genutzt, wie zum Beispiel der schmale Streifen zwischen Sonneggstrasse und Badi. Fotos: Privatbesitz.

ten dieses dann in kleinen Stücken an die Privaten weiter. In den drei Gemeinden musste immer wieder nach Land für die Pflanzwilligen gesucht werden. Der Wattwiler Gemeinderat sah sich dabei vor ein besonderes Problem gestellt, weil der Gemeindeplatz an der Thur einst mit Tunnelschutt aufgefüllt worden war. Ausserdem war man der Meinung, dass es im Toggenburg nicht so weit kommen dürfe, dass bis anhin gut bewirtschafteter Wiesboden zwangsweise enteignet und Leuten zugewiesen werde, die sehr wenig oder gar keine Kenntnisse vom Gemüsebau besassen. Schliesslich wurde den Wattwiler Kleinpflanzern im Heiterswil Pflanzland zur Verfügung gestellt. In Ebnat fand sich vor allem in der Gill, mitten im Dorf, und an anderen, etwas weiter entfernten Orten Pflanzland für die Privaten. Bedürftigen Familien stellte man das Pflanzland verbilligt oder gratis zur Verfügung. Im Gegenzug wurden sie jedoch beim Lebensmittelbezug nicht mehr subventioniert, wenn ihnen die Möglichkeit zur Selbstanpflanzung nachgewiesen werden konnte.

Aber die Leute mussten gärtnern, . . . wissen Sie, alle Leute, auch die oberen Zehntausend, die mussten halt schon auch gärtnern.

Der Ertrag der privaten Gärten war wohl dank dem frischen Umbruch recht gut.

Ja, man hat nicht gerade Ananas angepflanzt und auch keine Bananen. Bohnen, Kartoffeln, Kohl und Kabis und das, was man am meisten gebraucht hat.

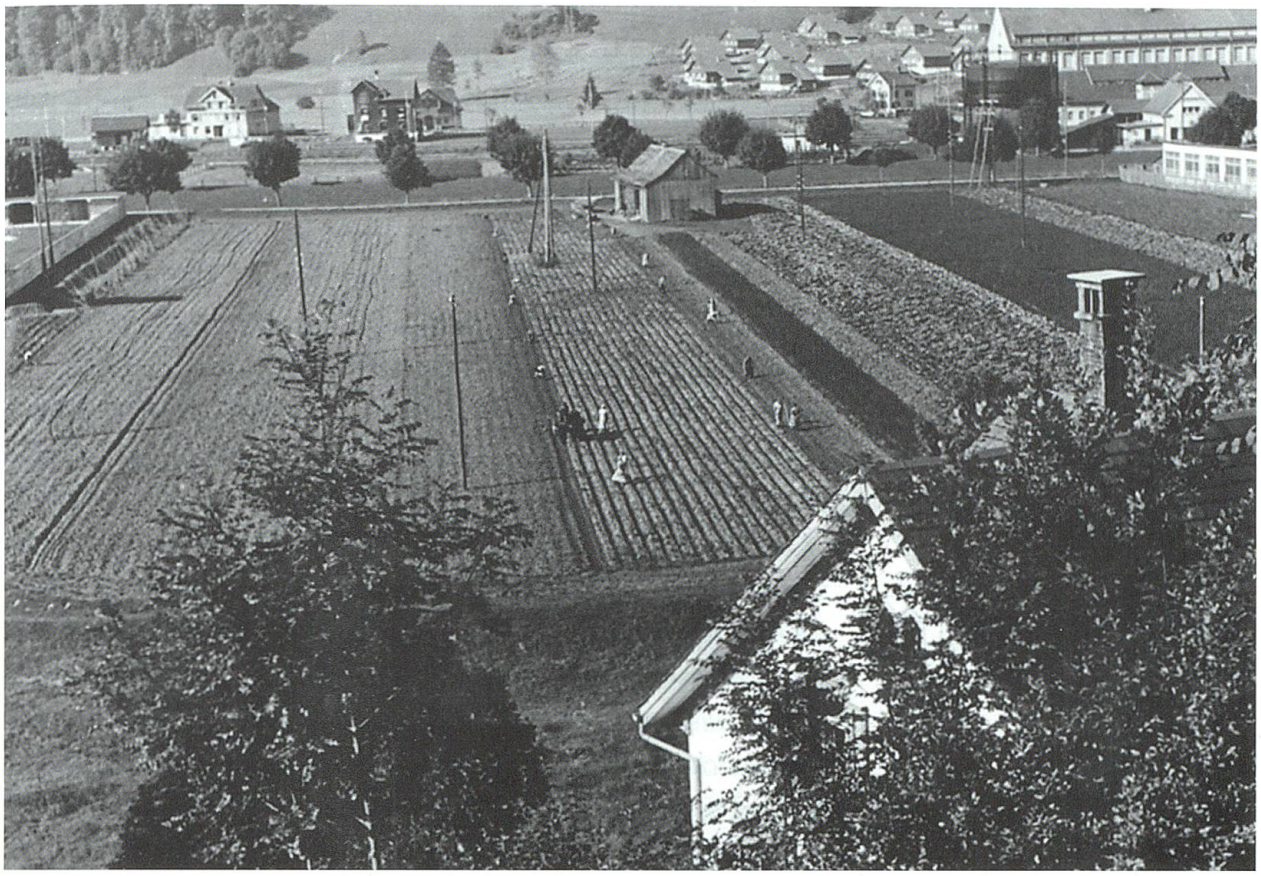
Weg von der Maschine, ab auf den Acker

Zum Anbau verpflichtet waren auch die grösseren Industriebetriebe. In Wattwil betraf dies die Firma Heberlein, in Ebnat die Pinselfabrik, Otto Kauf und Niederer & Co. Aber auch die Bürstenfabrik pflanzte an.

In alle Himmelsgegenden hinauf gab's Acker. Die Bürstenfabrik hatte zuoberst in der Schwanteln einen ‹tüüfligen huere› Acker gehabt.

Das grösste Problem beim Anbau für die Industriebetriebe war in der ganzen Schweiz der Mangel an Land in Fabrik- oder Dorfnähe. Deshalb mussten vor allem in Ebnat und Kappel die Firmen auch auf Äckern in höheren Lagen anbauen. Damit wiederum war das Risiko von schlechten Ernten verbunden.

Da konntest du Samenkartoffeln pflanzen in einem Boden drin, wo es anderes gäbe, wo mehr rausschauen würde. In den Alpböden drin hat es nur gerade für das Anpflanzen von Samenkartoffeln gereicht.



Industriebetriebe wie die Firma Heberlein in Wattwil konnten nicht nur in der Nähe ihrer Fabrikgebäude anbauen, sondern mussten zum Teil auch weiter entferntes Land, zum Beispiel im Regulastein, urbar machen. Fotos: Ortsarchiv Wattwil.

Viele dieser Anbauprojekte waren defizitär. So entstanden bei der Anpflanzung von Kartoffeln durch die Bürstenfabrik auf dem Girlen und im Stangen nicht unerhebliche Verluste. Aus diesem Grund suchte die «Dorfgemeinschaft Ebnat-Kappel» nach neuen Lösungen. Max Steidle, dem Initianten der Dorfgemeinschaft, gelang es (gemäss eigenen Aussagen), Professor Wahlen davon zu überzeugen, dass die Industrie ihre Anbaupflicht im Rheintal erfüllen durfte, wo die klimatischen Bedingungen grösseren Ertrag versprachen. Auf dem Gelände der Strafanstalt Saxerriet wurde 1945 den Industriellen von Ebnat und Kappel Land zur Verfügung gestellt. Über die Organisation schrieb Steidle:

Dort errichteten wir eine Unterkunft mit Küche und 10 Schlafstellen. Zum Einsatz kamen freiwillige Helfer, vorwiegend aber Männer, die wegen Rohstoffmangel in ihren Betrieben nur reduziert hätten arbeiten können. Unsere Anbaupflicht wurde übererfüllt, alles gedieh prächtig: Weizen, Kartoffeln, Mais, Bohnen und Lauch. Zur Ernte konnte meine Frau zehn Pfadfinderinnen gewinnen, die im Rheintal einige fröhliche Tage erlebten!

Insgesamt baute die Dorfgemeinschaft 1945 im Saxerriet sechs Hektaren an, was für die Gemeinden eine fühlbare Entlastung bedeutete. Man pflanzte Mais, Gemüse und Kartoffeln, wobei wegen des trockenen Vorsommers nur die Kartoffeln prächtig gediehen. Für die Finanzierung des Gemeinschaftsanbaus stellte die Spar- und Leihkasse Kappel zinslos Kapital zur Verfügung.

Wer essen will, muss anbauen

Mit dem Anbau taten sich die Toggenburger nicht leicht, da die Erfahrung fehlte. Das Angebot von Kursen und Ratschläge für Bauern und Kleingärtner in den regionalen Zeitungen sollten das nötige Wissen vermitteln. In Ebnat wurde 1940 auch ein Gartenbauverein gegründet, in Wattwil 1943. Die Einstellungen gegenüber der Anbauschlacht waren offenbar geteilt.

Es haben dann viele gesagt: ‹Die hätten sollen, die hätten sollen.› Aber wenn man ein bisschen etwas verstanden hat von Politik, musste man sagen: ‹Die haben es recht gemacht.›

Die Einstellung der Zeitzeugen zur Anbauschlacht ist durchweg positiv. Sie sind sich einig, dass sie notwendig war und dass Bundesrat Wahlen sie gut organisiert hat.

Wer gearbeitet hat, musste keinen Hunger haben. Und diejenigen, die nicht anpflanzen wollten, die waren selbst schuld.

In Ebnat und Kappel sind aber auch diverse Einsprachen ge-

gen das auferlegte Pflichtmass belegt. Einige Landwirte wurden auch bestraft, weil sie das Mass nicht erfüllten. Insgesamt waren dies jedoch wenige. Mit dem Ackerbau waren aber auch andere Probleme verbunden:

Was schlimm war, das waren die Städter. Das war manchmal schaurig. Die sind gekommen und glaubten, in einem Garten, der irgendwo draussen war, könnten sie sich einfach eindecken.

Waren es immer nur die Städter? Dass es verschiedentlich zu Diebstählen von Feldfrüchten kam, ist erwiesen. Man organisierte schliesslich Flurwachen, und in Ebnat und Kappel durften sich ab 1942 keine Pflanzer mehr zwischen 20 Uhr 30 und 6 Uhr in den Pflanzgärten aufhalten. Man wollte Diebe empfindlich strafen und ihre Namen in der Zeitung veröffentlichen.

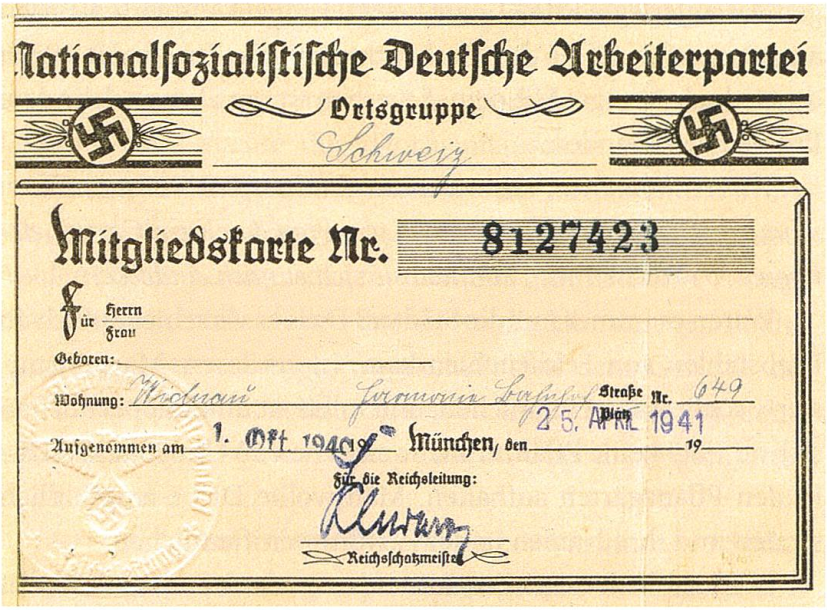
In Ebnat kam es im Zusammenhang mit der Anbauschlacht auch zur Diskussion über die Ladenöffnungszeiten während der Pflanzzeit. Während sich die einen für ein Entgegenkommen zugunsten der Bauern einsetzten, argumentierten die Gewerbeinhaber, dass sie nach Feierabend durch die Gemüsepflanzung und das Einkleben von Marken auch mehr Arbeit hätten. Schliesslich beschlossen die Gewerbetreibenden, ihre Geschäfte früher zu schliessen, damit sie vor der Sperrstunde den Pflanzgarten bestellen konnten. Der Gemeinderat war damit nicht einverstanden und widerrief die neuen Öffnungszeiten.

Spione und Vaterlandsverräter

Rationierung und Anbauschlacht hatten mit Sicherheit die unmittelbarsten Auswirkungen auf den Alltag der Toggenburger. Aber auch die Anwesenheit deutscher Bürger in den Dörfern bewegte die Gemüter.

Es war eine schwierige Zeit. Man hatte Angst vor den Deutschen wegen der Nazis. In Ebnat-Kappel gab es viele, die sich Sorgen um ihr Leben machten, wenn der Deutsche in die Schweiz einfallen sollte; sie haben sich dann ein wenig angeschmeichelt. Das waren die ehemaligen ‹Braunen›, wie wir sie nannten.

Aufgrund der Grenzlage war die Ostschweiz ein Tummelfeld für deutsche Organisationen. Im Kanton St. Gallen waren die deutschen Nationalsozialisten in der Hauptstadt am stärksten präsent. Das Konsulat am Rosenberg war das Spionagezentrum der Ostschweiz. Auch im Toggenburg lebten schon vor dem Krieg Ausländer aus den kriegführenden Ländern. Sie waren in Vereinigungen wie der Deutschen Kolonie. Auch die NSDAP war vertreten. Schon 1934 gab es eine Ortsgruppe in St. Gallen und eine in Wil, der das ganze Toggenburg unterstellt war.


Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei
Ortsgruppe
Schweiz
Mitgliedskarte Nr. 8127423
Für Herrn / Frau
Geboren:
Wohnung: Wichrau Grenzwin Bahnhof Straße Nr. 649 Platz
Aufgenommen am 1. Okt 1940 München, den 25. APRIL 1941 19
Für die Reichsleitung:
Reichsschatzmeister

Im ganzen Kanton St. Gallen waren deutsche Organisationen verbreitet. So hatte auch die NSDAP eine Unterorganisation in der Schweiz. Das Toggenburg gehörte zum Standort Wil. Staatsarchiv St. Gallen / Toggenburger Museum Lichtensteig.

Die Mitgliederzahl des Stützpunktes Wil schrumpfte bis zum Mai 1945 auf zwölf Personen, und man kann davon ausgehen, dass die Zahl der wirklich Aktiven auch während des Krieges klein geblieben war. Dennoch wirkte sich ihre Anwesenheit auf das Zusammenleben in den Toggenburger Gemeinden aus. Die Erinnerungen der Zeitzeugen daran sind vielfältig. Auch die schriftlichen Quellen enthalten in Fülle Andeutungen, aber nur selten konkrete Beweise. Daher kann mit Hilfe der Erinnerungen und der unbelegten schriftlichen Zeugnisse nur ein ungefähres Bild der Realität gezeichnet werden. Dies reicht aber aus, um zumindest die Auswirkungen auf das Zusammenleben in den Gemeinden nachzuzeichnen.

Hitlerfreunde, Braune und Nazis

Die wurden nach dem Krieg eingeklagt und verurteilt. Es gab solche, die Landesverweis bekommen haben und ausgeschafft wurden. Wohin, wusste niemand. Und jene, die sich rausreden konnten, die konnten bleiben. Aber man hat sich die schon gemerkt. Die hatten es nicht leicht.

Nach Beendigung des Krieges wurden in der Schweiz wohnhafte deutsche Nationalsozialisten ausgewiesen. Auch im Toggenburg kam es zu Ausweisungen. Aus Ebnat wurde die Familie G., diejenige des Schlüsselwartes des Hauses der Reichsdeutschen Jugend in Ebnat-Kappel, ausgewiesen. Der Vollzug bei Frau und Sohn wurde aufgrund der Lage in Deutschland aufgeschoben. Der Vater reichte Rekurs ein und konnte damit einen Aufschub erwirken. In Wattwil wurden vier Deutsche ausgewiesen. Bei diesen Personen darf davon ausgegangen werden, dass

ihnen nationalsozialistische Umtriebe nachgewiesen werden konnten.

Es gab aber eine ganze Reihe von weiteren Personen, die solcher Tätigkeiten verdächtigt wurden. Die Politische Abteilung der St. Galler Kantonspolizei begann schon früh damit, Listen verdächtiger Personen zu führen. Auf diesen Listen standen 1940 elf Personen aus Wattwil und zehn aus Ebnat. Die Politische Polizei liess die Toggenburger Polizisten gezielt Personen überwachen und Befragungen zu diesen Personen durchführen. Einige der Verdächtigen wurden auch vernommen. Die Polizei rapportierte ihre Erkenntnisse nach St. Gallen, wo dann entschieden wurde, wie weiter zu verfahren war.

Zu den Verdächtigen in Wattwil gehörte neben anderen auch eine einflussreiche Persönlichkeit. Die Polizei hielt fest, dass dieser Herr sich trotz seinem langen Aufenthalt in der Schweiz weder in der Sprache noch sonstwie assimiliert habe. Er habe zwar viele Freunde, es verlaute aber, dass diese *nur die Frucht seines geschliffenen und einschmeichelnden Wesens seien, im Übrigen halte man ihn aber für einen unvertrauten Ausländer.* Politische Tätigkeiten seien nicht bekannt, aber in eingeweihten Kreisen sei man sich klar darüber, dass er sich im entscheidenden Moment für sein Heimatland entscheiden würde. Ein in dieser Angelegenheit Befragter äusserte sich dahingehend, dass der Verdächtige einer der gefährlichsten Nazis im Toggenburg sei und schon im letzten Krieg als Vertrauensmann der Deutschen tätig gewesen sei. Die Ehefrau des Verdächtigen habe einmal geäussert, dass alle Fäden der Deutschen über ihren Mann liefen. Auch in Ebnat fanden sich Verdächtige. Im Zuge der Ausweisungen nach dem Krieg wurde noch gegen eine zweite in Ebnat wohnhafte deutsche Familie ermittelt. Der Gemeinderat war allerdings erstaunt darüber, dass gegen andere nicht ermittelt wurde. Ein weiterer als Nazi bekannter Deutscher war schon 1942 ausgereist.

Verschwörung im Stangen

Und im Stangen oben war so etwas wie eine Ablage von jungen Nationalsozialisten, die dort oben ihre Thesen ein bisschen weiter ausgearbeitet haben.

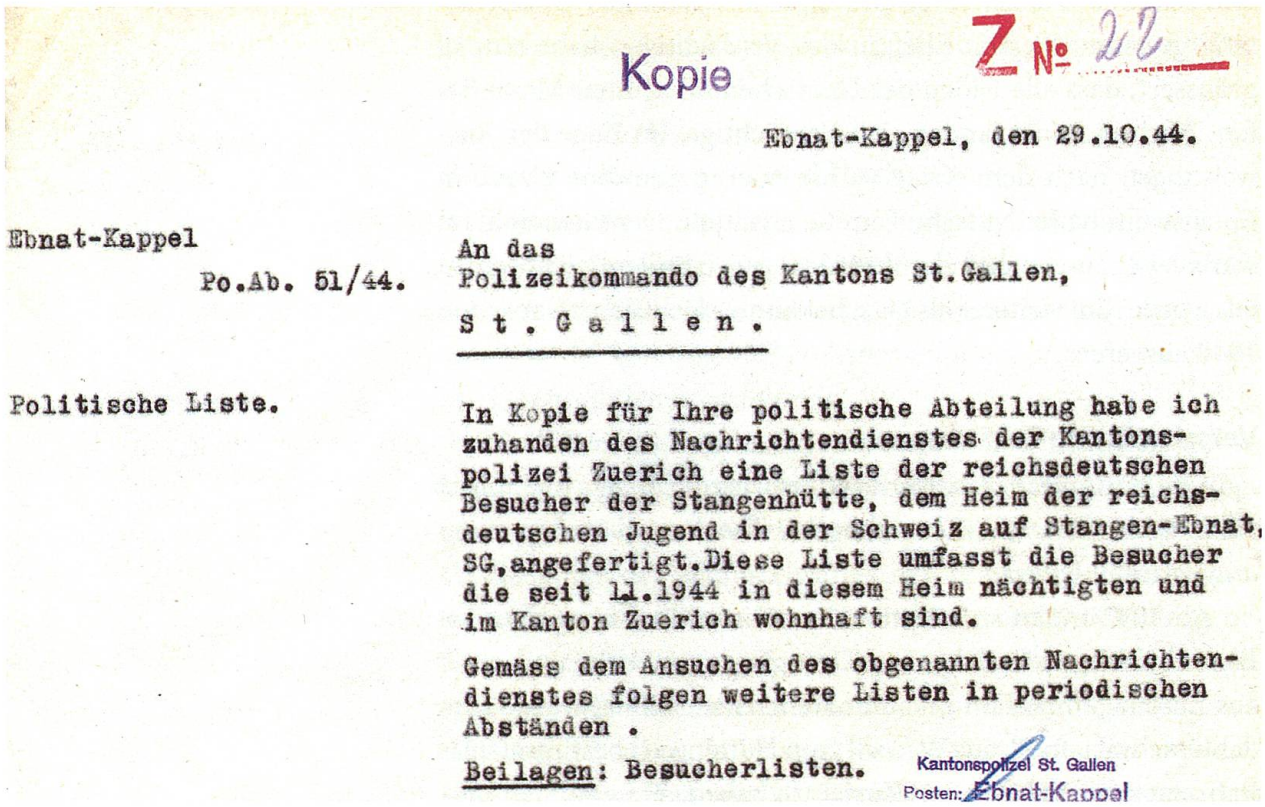
Ab 1942 trafen sich Nationalsozialisten in einem Haus im Ebnater Stangen, welches ein Deutscher aus Ebnat und einer aus Zürich gemeinsam gekauft hatten. G. aus Ebnat wurde zum Schlüsselwart und J. aus Wattwil zum Hüttenwart bestimmt. Das Patronat schien aber B. aus Zürich zu haben.

Die haben sich regelmässig getroffen, bei Nacht und Nebel, in einem Bauernhaus hatten sie ihre Versammlungen und haben beraten und Pläne geschmiedet. Das haben damals viele gewusst. Und das haben wir auch nicht mehr vergessen.

Auch ein Polizist von Ebnat war der Meinung, dass die Absonderung der Besucher in eigenen Standorthütten zur Vorsicht mahne. Und so wurden auch in dieser Angelegenheit Befragungen durchgeführt. Nach Aussage eines befragten Deutschen war das Haus in Ebnat das erste Heim der Reichsdeutschen Jugend in der Schweiz. Der Hüttenwart gab aber an, es handle sich vor allem um ein Erholungsheim. Ausserdem sei es hier den Deutschen möglich zu politisieren, ohne dass es Streit mit den Schweizern gebe, und die deutsche Jugend könne miteinander bekannt gemacht werden.

Die Überwachung des Hauses ergab, dass im September 1942 die erste Tagung der Standortführer in diesem Haus stattfand. Insgesamt nahmen etwa 40 Personen teil. In der Hütte trafen sich nicht nur deutsche Jugendliche aus dem Toggenburg, sondern auch aus dem Zürcher Oberland. Ein Jahr später wurde wiederum eine Zusammenkunft in diesem Haus überwacht. Der Standortführer gab die Auskunft, dass die Toggenburger Hitlerjugend sich alle fünf bis sechs Wochen dort treffe, um Lieder und Gedichte einzustudieren. Politische Inhalte stünden

Die Hütte der Reichsdeutschen Jugend wurde von der örtlichen Polizei mehrmals überwacht und die Ergebnisse in einem Überwachungsprotokoll an die Politische Polizei des Kantons rapportiert. Protokoll Staatsarchiv St. Gallen.



Kopie

Z № 22

Ebnat-Kappel, den 29.10.44.

Ebnat-Kappel
Po.Ab. 51/44.

An das
Polizeikommando des Kantons St.Gallen,
St. Gallen.

Politische Liste.

In Kopie für Ihre politische Abteilung habe ich zuhanden des Nachrichtendienstes der Kantonspolizei Zuerich eine Liste der reichsdeutschen Besucher der Stangenhütte, dem Heim der reichsdeutschen Jugend in der Schweiz auf Stangen-Ebnat, SG, angefertigt. Diese Liste umfasst die Besucher die seit 11.1944 in diesem Heim nächtigten und im Kanton Zuerich wohnhaft sind.

Gemäss dem Ansuchen des obgenannten Nachrichtendienstes folgen weitere Listen in periodischen Abständen.

Beilagen: Besucherlisten.

Kantonspolizei St. Gallen
Posten: Ebnat-Kappel

nicht auf der Tagesordnung. Die Politische Polizei erachtete eine weitere Überwachung als sinnlos. Der Ebnater Polizist war aber überzeugt, dass die Treffen politischen Charakter hatten, da der Schlüsselwart und ein weiterer anwesender Deutscher aus Ebnat der Polizei als überzeugte Nationalsozialisten bekannt waren.

Die Vermutungen des Polizisten schienen zuzutreffen, denn sowohl der Hüttenwart als auch der Schlüsselwart gehörten zu den Ausgewiesenen. Ausserdem fanden sich auch immer wieder die leitenden Köpfe der Reichsdeutschen Jugend aus der Schweiz in Ebnat ein. Das Haus der Reichsdeutschen Jugend wurde gleich nach Ende des Krieges durchsucht. Dabei habe der Schlüsselwart des Hauses abgestritten, etwas mit der NSDAP zu tun gehabt zu haben. Was bei der Hausdurchsuchung gefunden wurde, war der Gemeinde nicht bekannt. Da aber der Schlüssel- und der Hüttenwart ausgewiesen wurden, darf man wohl annehmen, dass belastendes Material sichergestellt worden war.

Einige Zeitzeugen sind aber überzeugt, dass die organisierten Nationalsozialisten Pläne schmiedeten für den Fall eines deutschen Einmarsches in die Schweiz. Ihre Spekulationen über die Art der Pläne reichen von der Idee, dass das Wattwiler Kloster als Konzentrationslager genutzt worden wäre, bis hin zu geplanten Verbrennungsöfen in Ebnater Industriebetrieben.

Deutsche gegen Deutsche

Die deutschen Nationalsozialisten setzten ihre deutschen Mitbürger im Tal unter Druck. Sie argumentierten, dass es wichtig sei, dass alle Deutschen in die Deutsche Kolonie einträten. Die Deutschen in der Schweiz würden guten Zeiten entgegengehen. Deutschland habe die Schweiz jetzt schon in den Fingern, sie müsse schon heute in den Fabriken für Deutschland arbeiten, auch müsse sie viel Vieh für Deutschland liefern.
Es blieb nicht bei Überzeugungsversuchen mit Argumenten.

Ja, ja! Die hatten jeweils Versammlungen, und wehe, wenn du nicht hingegangen bist!

Deutsche Agenten suchten ihre Mitbürger in der Gegend auf und nötigten sie unter Drohung des Entzuges des deutschen Bürgerrechtes, der Deutschen Kolonie der Schweiz beizutreten. Bis zum Sommer 1941 waren der Polizei bereits vier Einzelfälle von Drohungen bekannt. Viele gaben dem Druck nach, um nicht staatenlos zu werden. Einige Reichsdeutsche sprachen aber beim Bezirksamt vor, um Rat zu suchen. Es waren aus-

schliesslich Leute, die schon im Toggenburg geboren worden waren oder seit Jahrzehnten dort lebten.

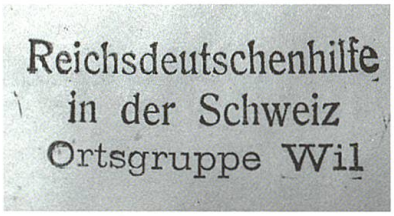
Die Politische Abteilung der Kantonspolizei St. Gallen war sehr beunruhigt über diese Situation und verlangte dringend nach einer Lösung. Auf ihr Schreiben an die Bundesanwaltschaft antwortete diese, dass keine gesetzliche Grundlage vorhanden sei, um gegen die Drohungen vorzugehen. Ausserdem liege es im Interesse der Schweiz, dass die betreffenden Deutschen nicht staatenlos würden und dass diese auf die Folgen des Nichtbeitritts aufmerksam gemacht würden. Die Bundesanwaltschaft vertrete den Standpunkt, dass den aufgeforderten Reichsdeutschen empfohlen werde, der Deutschen Kolonie beizutreten. Die Wattwiler Behörden teilten diese Meinung nicht und wollten sich des Problems annehmen:

Ein Beispiel grosser Aktualität ist der Schmiedmeister, der ständiger Zusprache durch die deutschen Volksgenossen ausgesetzt ist, entweder ihre Versammlungen zu besuchen und Beiträge zu zahlen oder dann mit der baldigen Schriftenlosigkeit oder event. Ausbürgerung rechnen zu müssen. Für die Behörde ergibt sich daraus die Wahl, ihn mit anderen ähnlich gearteten Fällen als Bürger aufzunehmen oder ins andere Lager zu treiben.

Dieser Deutsche wurde 1941 eingebürgert. Ein Jahr später wurden in Wattwil vier weitere Einzelpersonen und zwei Ehepaare ins Bürgerrecht aufgenommen. Alle erhielten ungefähr eine Zweidrittelmehrheit. Dies zeigt, dass nicht gegen alle Deutschen eine grundsätzlich feindselige Haltung eingenommen wurde.

Es blieb aber nicht beim Drängen zu einem Beitritt zu den deutschen Organisationen. Die im Toggenburg lebenden Deutschen wurden von ihren nationalsozialistisch eingestellten Mitbürgern auch ausgekundschaftet. So versuchte ein in Ebnat wohnhafter Deutscher, Erkundigungen über andere Deutsche einzuziehen. Er habe insbesondere versucht herauszufinden, ob sie Juden seien. Dazu musste er in einer Vernehmung durch den Polizisten Stellung nehmen. Er sagte aus, er habe nur bei K. angefragt, ob er Jude sei, weil ihm dies mitgeteilt worden war. Er müsse bei allen nachfragen, ob sie Juden, Emigranten oder Deserteure seien, weil solche Personen nicht in die Kolonie aufgenommen würden. Ihm wurde diese Tätigkeit untersagt.

Wie grosse Bedeutung diesen Spitzeltätigkeiten zugeschrieben wurde, zeigt die Flucht einer in Ebnat wohnhaften deutsch-jüdischen Familie nach Südamerika. Der Sohn der Familie meint, dass seine Eltern zwar schon im Vorfeld Pläne zur Aus-



Die Deutschen in der Schweiz waren in Gruppierungen wie beispielsweise der Deutschen Arbeiterfront oder der Reichsdeutschenhilfe organisiert. Stempel Toggenburger Museum Lichtensteig.

reise geschmiedet hatten, dass dann aber ein «aufregendes» Gerücht den Ausschlag zur Abreise gegeben habe:

Freunde in Ebnat behaupteten, dass man den Eindruck habe, Herr Z. würde bei einer erfolgreichen Besetzung der Schweiz durch die Deutsche Armee zum Gauleiter ernannt werden. So unglaublich sich das anhörte, es verschlechterte den allgemeinen psychologischen Zustand meiner Familie.

Bespitzelung der Schweizer

Die Zeitzeugen sind sich sicher, dass die Nationalsozialisten nicht nur die Deutschen, sondern auch die Schweizer Dorfbewohner bespitzelt hatten, damit im Falle eines deutschen Einmarsches die am heftigsten Widerstand Leistenden schon bekannt wären.

Man sagte bereits, der Metzger wäre einer der Ersten gewesen, der ins Konzentrationslager gereist wäre, weil er noch ein Patriot war. Der hat manchmal auch Gegensteuer gegeben, wenn sie so ‹gschwöbelet› haben.

Zwei Zeitzeuginnen sind überzeugt, dass der Pfarrer von Kappel im Falle eines deutschen Einmarsches als Erster verschwunden wäre. Hinweise auf eine Bespitzelung des Pfarrers finden sich auch in den Akten. Ein Deutscher habe sich gegenüber dem Pfarrer geäussert, dass er nicht nur Deutsche, sondern auch Schweizer beobachten und die Ergebnisse an das Konsulat weiterleiten müsse. Der Polizist hielt ausserdem fest, einige Leute trauten sich nicht mehr, den Pfarrer zu besuchen, da dieser beobachtet werde. Er habe eben den Mut, für seine schweizerische Überzeugung einzutreten. Auch andere Zeugen erzählen davon, dass Pfarrer in schwarze Listen aufgenommen wurden. Für die Bespitzelung von Schweizern gibt es in den Akten weitere Hinweise. So berichtete der Lehrer der Kinder einer deutschen Familie, die Mutter habe ihm gegenüber gesagt, dass auf dem deutschen Konsulat jede Äusserung von Schweizern gegen Deutsche oder das deutsche Regime aufgeschrieben werde und Hitler nichts davon vergesse. Der Lehrer war eingeschüchtert und äusserte gegenüber Dritten, dass er nicht mehr wisse, was er in der Schule sagen dürfe und was nicht. Die Hemmung, sich frei zu äussern, wird auch von den Zeitzeugen angesprochen:

Ja, es gab eben einige, die man ‹gschoche› hat, weil man wusste, dass die vorne stehen, wenn der Hitler kommt. Man musste ‹schaurig› aufpassen, was man sagte. Man wollte nicht gerade ‹chaibe Hitler› oder Ähnliches sagen, das wäre dir angekreidet worden.

Vaterlandsverräter

Fast alle Zeitzeugen sprechen auch von Schweizern unter den Anhängern Hitlers.

Es gab angesehene Leute. Schweizer waren es. Das war ein Elend! Das waren Schweizer Bürger, die, wenn der Hitler in die Schweiz gekommen wäre, dafür gesorgt hätten, dass er keinen grossen Widerstand in der Bevölkerung hätte. Das ist für mich etwas vom Schlimmsten!

Es darf davon ausgegangen werden, dass viele Schweizer Frontisten in den Augen ihrer Mitbürger Statthalter des Feindes waren und daher auch der nationalsozialistischen Gesinnung verdächtigt wurden. In der Literatur gibt es Hinweise auf eine neue Art von «Frontisten». Nachdem die Nationale Front nach 1935 an Stärke verloren hatte und als keine innenpolitischen Erfolge zu erwarten waren, sei eine neue Art von Parteimitgliedern in Erscheinung getreten, die sogenannten «Rückversicherer». Ihnen sei es nicht mehr um die Verwirklichung nationaler Ziele gegangen. Sie wollten sich vielmehr für den Fall absichern, wenn die Schweiz einmal Provinz des Deutschen Reichs sein würde.

Belege für derartige Verdächtigungen unter Schweizern zu finden, ist fast unmöglich. Schon im Oktober 1938 wurde die Kantonsregierung vom Polizeidepartement über nationalsozialistische Umtriebe von Schweizern in verschiedenen Gemeinden informiert. Auch in den Listen verdächtiger Personen von Mitte 1940 sind Schweizer zu finden. In einer Reihe von Rapporten des Polizeipostens Wattwil an die Politische Polizei des Kantons St. Gallen erscheinen Schweizer, die deutschfreundlicher Einstellung verdächtigt wurden. In den meisten Fällen ergaben Nachforschungen aber, dass sie als ungefährlich einzustufen waren, oder dass sie gar verleumdet worden waren.

Dennoch gibt es einige wenige gesicherte Beweise dafür, dass zumindest Einzelne sich wirklich den Deutschen und ihren Zielen verbunden fühlten und sich aktiv dafür einsetzten. So wurde in Bütschwil im November 1941 eine Hausdurchsuchung bei einer schon seit längerem als Mitglied der NSDAP bekannten Person durchgeführt. Dabei wurde ein Brief an den «Bund zur Pflege persönlicher Beziehungen mit Ausländern e. V.» in Berlin gefunden. Dieser war vom Schweizer Schwager des anfänglich Beschuldigten geschrieben worden. Er gab zu, *eine unschweizerische, dafür deutschfreundliche Haltung* zu haben. Schuld sei die Militärversicherung, von der er nach einer Erkrankung in der Rekrutenschule kaum etwas erhalten habe.

Einen Hinweis auf die weit verbreitete Überzeugung, es seien auch Schweizer unter den Hitlerfreunden zu finden, gibt auch der Ortschronist von Wattwil. Obwohl seine Texte grösstenteils frei von persönlichen Äusserungen sind, schreibt er zu den Säuberungsaktionen nach dem Krieg:

Schweizer, die mit Ausgewiesenen politisch zusammengearbeitet haben, dürfen nicht ausgewiesen werden, denn das ist nur zulässig, wenn sie vom Ausland her gegen unser Land arbeiteten. Leider!

Misstrauen und Gerüchte

Auch wenn ein grosser Teil der Hinweise auf die Tätigkeiten der Nationalsozialisten auf Gerüchten beruhten, zeigen sie dennoch, dass sich eine Atmosphäre des Misstrauens in der Bevölkerung aufgebaut hatte. Die Gerüchte führten nicht selten zu Anfeindungen gegen Deutsche.

Es war hier gleich wie überall, es gab eben auch Hitlerfreunde. Und es ist wahr, man hat die schon etwas ‹gschoche›. Man war misstrauisch. Das ist ja begreiflich, denn von den Deutschen kam der Krieg.

Bereits im September 1939 liess das Territorial-Kommando in den Zeitungen eine Mitteilung veröffentlichen, dass von beleidigenden Äusserungen gegenüber Angehörigen der Nachbarländer Abstand genommen werden sollte. Im Toggenburg lebende Deutsche berichten, dass sie von Schweizern als «Sauschwobe» betitelt worden seien. Die deutsche Gesandtschaft beklagte sich bei der Bundesanwaltschaft, dass die Deutschen in der Schweiz unter der *antideutschen Verhetzung weiter Kreise der deutschen Bevölkerung* zu leiden hätten. Beklagt wurde vor allem die scharfe polizeiliche Überwachung von Personen, die in örtlichen Deutschen Kolonien oder in den Ortsgruppen der NSDAP und der Deutschen Arbeitsfront hervorgetreten waren. Die bei Kriegsausbruch bereits bestehende Spannung gegenüber den Reichsdeutschen, namentlich in den Betrieben, war durch die Nichteinberufung deutscher Wehrpflichtiger und deren Verbleiben in ihren Stellungen noch gesteigert worden. Dies bestätigt auch ein Zeitzeuge. Vor allem bei denjenigen Deutschen, die nicht einrücken mussten, habe man sich gefragt, warum die wohl nicht in die Armee aufgenommen wurden.

Und das waren dann meistens noch die, welche die guten Posten gehabt haben. Wenn einer ein Deutscher war, dann musste er ja nicht einrücken. Der hatte Arbeit. Der hat die Arbeit gemacht für den, der für zwei Franken am Tag an der Grenze stand.

Aber nicht nur gegenüber den Deutschen war man misstrauisch. Auch unter Schweizern begann man sich zu misstrauen und zu verleumden. Davon zeugt eine «Satisfaktions-Erklärung» im «Toggenburger Anzeiger», in welchem sich ein Herr aus Wattwil bei zwei anderen dafür entschuldigt, dass er die von Drittpersonen gehörte Behauptung weitergetragen habe, der «Hirschen» sei eine nationalsozialistische Wirtschaft und deshalb gehe da ein rechter Schweizer nicht hin. Er nehme die Äusserung zurück. Die Gerüchte konnten aber auch weiter reichende Auswirkungen haben. Als 1938 das Gerücht umging, dass der Inhaber einer Teigwarenfabrik in Brunnadern Hitler Glückwünsche zum Anschluss Österreichs gesandt habe, wurden seine Produkte boykottiert. Untersuchungen ergaben, dass an dem Gerücht nichts Wahres zu finden war. Auch der Polizist von Ebnat wies die Politische Abteilung darauf hin, dass die Schweizer einander misstrauten und nicht mehr wagten, offen ihre Meinung zu äussern. Jeder suche hinter dem anderen einen verkappten Nationalsozialisten. Ein Zeitzeuge ist überzeugt, dass das Misstrauen auf dem Lande viel schlimmer war als in der Stadt, weil jeder den anderen kannte und alle aufeinander geachtet hatten.

Erst Angst, dann Wut

Ausdruck der Bedeutung, die man den Tätigkeiten der deutschen Agenten beimass, findet sich in der Tatsache, dass eine deutsch-jüdische Familie L. aus Ebnat sich zur Flucht aus der Schweiz gezwungen sah. Der damals zwölfjährige Sohn der Familie schreibt in den Erinnerungen an die Zeit der Abreise aus Ebnat, dass er annehme, dass seine Eltern bereits im Vorfeld Pläne zu einer Ausreise aus der Schweiz gefasst hatten, dass dann aber ein «aufregendes» Gerücht hinzugekommen sei:

Freunde in Ebnat behaupteten, dass man den Eindruck habe, Herr Z. würde bei einer erfolgreichen Besetzung der Schweiz durch die deutsche Armee als ‹Gauleiter› ernannt werden. So unglaublich sich das anhörte, es verschlechterte den allgemeinen psychologischen Zustand meiner Familie.

In seinen Erinnerungen war dies nicht der einzige Grund für die Ausreise seiner Familie, sondern eher das, was den Ausschlag gab. Er betont auch, es sei ein Gerücht gewesen. Dass aber wohl etwas Wahres dran war, zeigt die Tatsache, dass dieser Z. nach der Ausreise der Familie L. immer wieder wegen Spitzeltätigkeiten in den Akten der Polizei auftaucht. Insgesamt wird offensichtlich, dass die Atmosphäre im Dorf von Misstrauen

gegenüber Personen geprägt war, von denen man Grund hatte anzunehmen, dass sie die Schweiz verraten würden. Wie stark die Abneigungen gegenüber Hitleranhängern waren, zeigte sich nach Kriegsende in Wattwil. Es kam zu diversen Ausschreitungen. Der Gemeinderat sah sich aufgrund dieser Exzesse gegen die Deutschen und andere *der Sympathisierung mit Deutschland verdächtige Elemente* gar zur Veröffentlichung des folgenden Aufrufs veranlasst:

In den letzten Tagen werden in Wattwil die unglaublichsten Gerüchte als pure Wahrheit herumgeboten und damit haltlos die Bevölkerung beunruhigt und verhetzt. Der Gemeinderat ersucht die Bevölkerung, die Verbreitung dieser Gerüchte zu verhindern. Dann erfolgten in den letzten Nächten Beschädigungen an Häusern. Solche überbordende Handlungen stehen im Widerspruch zu unserem Rechtsstaat und sind den Methoden ähnlich, die wir seit Jahren ‹ennet› den Grenzen verurteilten. Wir ersuchen die Einwohnerschaft, Ruhe und Ordnung zu bewahren und sich von solchen strafbaren Handlungen zu distanzieren.

Warnung vor fremden «Elementen»

Aber nicht nur mit der Anwesenheit der Deutschen, auch mit der Ankunft von Personen aus anderen kriegführenden Ländern mussten sich die Toggenburger auseinandersetzen. In der Ostschweiz wurden insgesamt 11 000 internierte Soldaten untergebracht. Sowohl die Bevölkerung als auch die Regierung fühlten sich durch die Ankunft der vielen fremden Soldaten im Sommer 1940 verunsichert. Einerseits war die Versorgungslage nicht gerade rosig, andererseits fürchteten viele um ihren Arbeitsplatz. Die Ängste wurden durch gewisse Politiker noch geschürt. So zum Beispiel durch den Nationalrat Eugen Bircher, der 1944 mit einer Interpellation das Thema in den Nationalrat trug und in seiner Rede behauptete, dass Internierte und Flüchtlinge in Häuser eindringen, Einwohner bestehlen und Frauen vergewaltigen würden. Auch die kantonalen Regierungsstellen verstärkten eventuell bereits vorhandene Bedenken. In einem Brief des Erziehungsdepartements des Kantons St. Gallen an die Schulräte verschiedener alttoggenburgischer Gemeinden vom 6. August 1940 über die voraussichtliche Einquartierung französischer Internierter hiess es:

Es wird sich wahrscheinlich um Neger und Spahis handeln, um Elemente, die besonders von unserer weiblichen Jugend im schul- und nachschulpflichtigen Alter fern gehalten werden sollten. Im weiteren ersuchen wir Sie dringend, Vorsichtsmassnahmen

In Ebnat wurden die internierten Franzosen in der ehemaligen Teigwarenfabrik in der Eich untergebracht. Foto: Privatbesitz.

zu treffen, vorab die weibliche Jugend vollständig – während und ausserhalb der Schulzeit – von diesen fremden Elementen mit fremden Sitten und Gebräuchen fern zu halten.

Die Weisungen des Interniertenkommandos an die Bevölkerung betreffend den Umgang mit den fremden Soldaten trugen nicht gerade dazu bei, die Ängste zu dämpfen. Unter anderem wurde den Internierten verboten, in Wirtschaften einzukehren, da es notwendig sei, den Kontakt zwischen Zivilbevölkerung und ausländischen Soldaten auf ein Minimum zu beschränken.

Französische Uniformen auf Toggenburger Strassen

Im August 1940 kamen Internierte der französischen Armee ins Toggenburg. 600 von ihnen wurden in Wattwil untergebracht, 700 in Ebnat, welches 100 Mann an Kappel abtrat, und auch in Lichtensteig brachte man Franzosen unter. Dorthin kamen dann Ende September 1943 auch rund 280 Internierte der englischen Armee. Sie stammten aus England, Südafrika und Zypern.

In Ebnat wurden die Internierten in der Eich einquartiert. Für die Gemeindebehörde war diese Einquartierung mit einem grossen Aufwand verbunden. Eine Latrine und eine zweckmäs-

sige Küche mussten eingerichtet werden. Das Krankenzimmer wurde in der Kleinkinderschule untergebracht, die Betten dazu von den Realschülern zusammengesucht. Als Problem erachtete man die Heizung in der Eich, da nur eine grosse Dampfkesselheizung vorhanden war, die einen enormen Verbrauch aufwies. Die Behörden in Ebnat empfanden die Organisation zu Beginn als recht chaotisch. Man glaubte, dass nicht einmal genau bekannt gewesen sei, wie viele Internierte eigentlich untergebracht worden waren. Für die insgesamt 3000 fremden Soldaten im Toggenburg war nur ein Fourier vorhanden. Deren 80 waren angefordert worden.

Auch für die Gemeinden Lichtensteig und Wattwil stellte die Unterbringung der fremden Soldaten ein Problem dar. In Lichtensteig wurden sie im Rathaussaal, in der Turnhalle und im Restaurant Bahnhof untergebracht. In Wattwil verteilte man sie auf die Säle der Wirtshäuser. Dies schien für den Fall einer über den Winter dauernden Beherbergung ungünstig. Man wollte gerne einen Teil der fremden Soldaten an andere Ortschaften abgeben und ausserdem die Möglichkeit eines Barackenlagers prüfen. Abklärungen ergaben aber, dass diese enorm teuer gewesen wären und die Kosten vermutlich durch die Gemeinden hätten getragen werden müssen.

Langeweile und Beschäftigungsverbot

Das waren hauptsächlich Elsässer in der Eich oben. Ja, da oben haben sie gehaust! Es gab viele, die haben aus Langeweile Stöcke geschnitzt, aus Haselnussstöcken Schlangen gemacht. Und dann hat man ihnen mal wieder etwas abgekauft. Auch Bären haben sie geschnitzt. Schöne Sachen.

Die Beschäftigung der Internierten stellte tatsächlich ein Problem dar. Im Kantonsrat wurde dieses Thema schon früh diskutiert. Einerseits fragte man sich, ob es verantwortbar sei, dass Internierte nichts zu tun hätten, andererseits wollte man aus Angst vor einer kommenden Arbeitslosigkeit die Arbeitsmarktverhältnisse nicht durch ihre Beschäftigung verschärfen. Deshalb plante man spezielle Arbeitslager für Räumungsarbeiten im Alpgebiet, für die Verbauung von rutschgefährdeten Gebieten und Ähnliches. Die meisten dieser Projekte scheiterten allerdings mangels Bewachungsmannschaften.

Schliesslich legte das kantonale Arbeits- und Sozialversicherungsamt den Grundsatz fest, dass Internierte nur bei zusätzlichen Arbeitsgelegenheiten beschäftigt werden dürften. Diese Beschäftigung unterlag der Bewilligungspflicht durch die

Aus Langeweile schnitzten die Internierten in Ebnat verschiedene Sachen aus Holz, zum Beispiel Spazierstöcke. Privatbesitz.

Gemeinde. In Industrie, Handel und Gewerbe durften grundsätzlich keine Internierten angestellt werden. Mit ihrem Einverständnis war es erlaubt, die internierten Soldaten für drei Franken am Tag für Arbeiten einzusetzen, durch die sie das ansässige Gewerbe nicht konkurrenzierten. Als mögliche Arbeiten wurden der Strassenbau, die Ausbesserung von Strassen, die Hilfe in der Landwirtschaft, beim «Büschelen» oder bei Alpverbesserungen angesehen.

Die Zeitzeugen erinnern sich an verschiedene Beschäftigungen der Internierten. Sie legten Wege an, unter anderem den noch heute unter Einheimischen als «Franzosenweg» bekannten in Ebnat. Auch beim Anbau halfen sie, in der Landwirtschaft und bei Privaten. Aber auch von Einsätzen im Gewerbe wird berichtet. Es scheint, dass verschiedentlich Internierte dort eingesetzt wurden, wo es gemäss Grundsatz nicht erlaubt gewesen wäre. In Ebnat kam es aus diesem Grund zu Klagen, und im Oktober 1940 erschienen deshalb auf der Gemeindekanzlei Beamte aus Bund und Kanton. Auch später wurde die Gemeinde Ebnat in dieser Angelegenheit wiederholt gerügt. Die Gemeinderäte hatten allerdings das Gefühl, dass dies nicht gerechtfertig sei, zumal überall sonst Internierte beschäftigt wurden.

Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, dass am Platze einige Aufpasser vorhanden sind, welche, vielleicht aus Brotneid, über jede Interniertenbeschäftigung aufpassen und Klage führen.

In Wattwil gingen in dieser Sache Klagen aus der Bevölkerung ein, da sogar Gewerbetreibende solche «ausländischen Elemente» eingesetzt und dadurch den ansässigen Handwerkern die Verdienstmöglichkeiten genommen hätten.

Nächtliches Hinausschiffen

Eine weitere Schwierigkeit war anscheinend die mangelnde Ordnungsliebe der Internierten.

Oh! Diese Teigwarenfabrik hat ausgesehen! Also grauenhaft. Das waren Schweine. Aber diese waren sich vom Krieg her schon gewohnt. Von Ordnung keine Spur. Es gab tüchtige Kerle, die den Leuten auch mal geholfen haben, aber ich hatte eigentlich nicht viel Kontakt mit denen. Aber ich kann mich nicht erinnern, dass es mal was gegeben hat, sagen wir Schlägereien oder so.

Im Gemeinderatsprotokoll der Gemeinde Ebnat wird dies deutlicher ausgedrückt. In einem Schlussbericht an den Kommandanten des Interniertenabschnittes Thur schrieb die Gemeinde, dass der Umgang mit der Zivilbevölkerung zu keinen Klagen Anlass gegeben habe. Die Ordnung und Hygiene sei

aber teilweise sehr schlecht gewesen. Beklagt wurde unter anderem nächtliches Hinausschiffen aus allen Fenstern. Nach den Aufräumarbeiten durch die Bürgerheiminsassen meinten die Behörden, es habe zum Teil bedenklich ausgesehen.

In Lichtensteig hatten die englischen Internierten ihre Unterkünfte – darunter das Rathaus – in einen Zustand gebracht, der eine baldige Renovation nötig zu machen schien. Dort kam es auch zu Klagen aus der Bevölkerung betreffend Diebereien, Unordnung, Disziplinlosigkeit und Trunkenheit. Vor allem die Toiletten beim Rathaus seien in einem unglaublichen Zustand gewesen. Nur in Wattwil wurde festgehalten, dass es in Bezug auf Disziplin und Ordnung nichts Nachteiliges zu berichten gebe. Trotzdem sei die Abreise zum rechten Zeitpunkt gekommen, da es sonst mit der Zeit bestimmt zu Reibereien gekommen wäre.

Kontaktfreudige Toggenburger

Vereinzelt habe es schon «böse Leute» gegeben, die der Meinung waren, die fremden Soldaten würden den Schweizern alles «wegfressen». Insgesamt aber scheinen die Toggenburger mit der Anwesenheit der Internierten gut umgegangen zu sein, und die Anweisung, wenig Kontakt mit ihnen zu pflegen, wurde kaum beachtet.

Ganz unverschämt tolle Internierte hatten wir. Und das ging gut. Und es war nicht so, dass man gesagt hätte, die nehmen uns das Fressen weg. Und die Internierten waren sehr, sehr anständig und haben überall geholfen, wo sie konnten.

Mit den Franzosen habe man sich gut verständigen können, meinen die Zeitzeugen, insbesondere mit den Elsässern. Die Franzosen halfen Privaten beim Gärtnern und wurden dafür zum Mittagessen eingeladen. Einzelne verbachten auch die Freizeit mit den Internierten.

Wir hatten es eigentlich immer nett mit ihnen. Wir sind auch zum ‹Schlitteln› in den Köbelisberg gegangen. Ich habe sie nicht viel gesehen, aber da war mal wieder etwas los.

Viele Toggenburger hatten Mitleid mit den weit von zu Hause enfernten Männern.

Ich weiss noch, beim Vater in der Werkstatt hat ein Mann unsinnig geweint, der hatte so grosses Heimweh. Er sagte, er habe drei oder vier Kinder zu Hause und wisse nicht . . .

Daher wollte man den Internierten den Aufenthalt so schön wie möglich gestalten, damit sie ihre Sorgen etwas vergessen konnten. In Ebnat-Kappel wurden die Internierten zu einem Lichtbildvortrag unter dem Titel «Die Schönheiten der Schweiz»

eingeladen. Viele Internierte hätten den Vortrag besucht und sich sehr darüber gefreut. Den Internierten stand ausserdem der Marktplatz in Ebnat als Spielplatz zur Vergügung. Nicht selten kam es auch privat zu Kontakt. Internierte wurden eingeladen, um ihnen in gemütlicher Häuslichkeit einige behagliche Stunden zu verschaffen, heisst es in der Ortchronik Lichtensteig.

In Wattwil wurden Fussballspiele zwischen den Internierten und einer Wattwiler Mannschaft ausgetragen. Im Gemeinderat Wattwil war man der Meinung, dass die Beherbergung der Internierten ein gutes gegenseitiges Verständnis zwischen diesen ausländischen Elementen und hiesiger Bevölkerung gezeigt habe. Aber auch die Internierten engagierten sich. Sowohl in Lichtensteig als auch in Ebnat-Kappel organisierten sie gut besuchte Kabarettabende und inszenierten Theaterstücke für die Bevölkerung.

Die in der Zeitung gedruckte Abschiedsrede des Lagerkommandanten enthielt Dankesworte für die Unterstützung der Bevölkerung, für die Aufmunterungen und den moralischen Halt. Zum Abschied der Internierten erschienen viele Einwohner auf den Bahnhöfen, und der Lichtensteiger Chronist hielt fest:

Auch in Lichtensteig gibt es ein nicht alltägliches Ereignis: Die englischen und südafrikanischen Internierten verlassen unser Städtchen, aber noch nicht, um in ihre Heimat befördert zu werden. Die einen kommen nach Arosa, die anderen nach Caux. Man hatte sich nachgerade an die braunen Uniformen und die englischen Laute gewöhnt, und auch die fremden Gestalten schienen in unserer Gemeinde recht warm geworden zu sein.

Anziehungskraft der fremden Uniformen

Ein zentrales Thema in Bezug auf die Internierten sind die Verhältnisse einheimischer Frauen mit Internierten. In der damaligen Öffentlichkeit, aber auch in den Erinnerungen spielen sie eine wichtige Rolle.

Es ist tiptop gegangen. Aber die Frauen haben manchmal schon versagt, ‹jesses›. Es war interessant, mit einem Internierten anzubändeln, und der Mann war fort. Da sind keine schönen Sachen passiert, aber das war menschlich.

Auch der Lichtensteiger Ortschronist räumte diesem Thema viel Platz ein.

Tags und nachts begegnet man solchen Internierten mit hiesigen Mädchen am Arm oder vielleicht erst an den Fingern. Die fremden Gestalten, die schmucken, braunen Uniformen und die angelsächsische Höflichkeit üben auf die hiesige Damenwelt einen

Die Internierten in Kappel kochten in der Waschküche eines Privathauses und kamen bei dieser und anderen Gelegenheiten in Kontakt mit der einheimischen Bevölkerung. Foto: Privatbesitz.

mächtigen Zauber aus. Unter dem Scheine der Strassenlaternen wird da und dort Abschied genommen; in stillen Winkeln wird getuschelt und angebändelt. Die internationale Sprache der Liebe hilft über andere sprachliche Schwierigkeiten hinweg.

Diese Verbindungen wurden von verschiedenen Seiten als grosses Problem gesehen. Die Synode der evangelisch-reformierten Kirche versandte 1944 ein Kreisschreiben, welches auch im «Toggenburger Boten» veröffentlicht wurde. Darin hiess es, dass manche Schweizerinnen aufgrund der Anziehungskraft der fremden Männer vergässen, was Würde und Anstand sei. Weiter hiess es:

Sie bringen durch solches Spiel mit dem Feuer nicht nur sich selber und den fremden ledigen oder verheirateten Mann in Gefahr, sondern gefährden überhaupt den Ruf der Schweizerfrau und damit zugleich den Ruf unserer Heimat als Gastland . . .

Nationalrat Eugen Bircher verlangte gar, dass den Schweizerinnen, die sich mit Internierten einliessen, die Haare abgeschnitten würden. Es gab aber auch in der Bevölkerung schar-

fe Kritik an derartigen Beziehungen, denen der Lichtensteiger Ortschronist entgegnete:

Die Männerwelt ist ja kaum besser, und wenn sich männliche Moralisten über die Anbahnung solch internationaler Beziehungen aufregen, so stelle man sich vor, was geschähe, wenn im Rathaussaal statt englischer Soldaten englische F.H.D. einquartiert wären oder der ganze Raum gar mit cypriotischen Schönheiten gefüllt wäre?

Die Zeitzeugen erinnern sich vor allem an verheiratete Frauen, die ein Verhältnis mit Internierten angefangen hatten.

Die Frauen, also die Schweizer Frauen, die waren manchmal gemein. Da hatten sie ihre Männer an der Grenze und haben mit denen . . . In Khakiuniformen sind die gekommen. Und in Gottes Namen war das halt menschlich, dass diese Frauen das Gefühl hatten, sie müssten jetzt mal einen anderen Mann haben.

Glaubt man dem Chronisten von Lichtensteig, führten diese Affären manchmal auch zu handgreiflichen Auseinandersetzungen:

Im Nachbarhause spielen sich widerliche Szenen ab: Der Gatte der lustigen Strohwitwe ist nach Hause gekommen und findet die Gattin mit ihrem englischen Hausfreund. Zum ersten Mal seit ihrem Bestehen ertönt durch die Hintergasse das Schimpfwort: ‹Du verdammte Interniertenhure›. Der betrogene Ehemann wischt Blut von seiner Wange ab und will nun direkt auf die Polizei gehen.

Ganz spezielle Souvenirs

Besonders schwierig wurde es für Frauen, wenn aus diesen Beziehungen ein Kind hervorging.

Wenn früher Zigeuner in das Land gekommen waren, zählten die Bauern ihr Geflügel nach, und in Lichtensteig mussten sich die Mädchen Inspektionen ihres Leibes gefallen lassen: denn seltsame Gerüchte schwirrten umher. Zwei Mädchen mussten Väter für zu erwartende cypriotische Kinder haben. Die armen Dinger hatten sich vom fremdländischen Temperament und fremdländischen Augen zu sehr betören lassen.

Wie schlimm es für die werdenden Mütter war, kann man sich etwa ausmalen, wenn man weiss, dass die Frage der ledigen Mütter schon anfangs des 19. Jahrhunderts allein auf die Frage nach der Moral beziehungsweise Unmoral reduziert wurde. Dass das uneheliche Kind in den genannten Fällen von einem Ausländer abstammte, dürfte die Sache nicht besser gemacht haben.

Die Internierten waren oft auch in den Dörfern zu sehen, wie hier am Bahnhof Ebnat-Kappel. Foto: Privatbesitz.

Eine Zeitzeugin kann aus eigener Erfahrung von den Schwierigkeiten einer ledigen Mutter erzählen. Sie gebar 1944 das Kind eines internierten Zyprioten.

Und dann wurde diese Beziehung etwas persönlicher. Ich glaube, das erste Mal, dass ich mit ihm Kontakt hatte, und dann bin ich gleich schwanger worden. Das war schrecklich!

Über die Reaktionen in der Bevölkerung sagt sie nicht viel. Sie meint nur:

Ja, das war grausam. Ich weiss noch, als ich das erste Mal mit dem Kinderwagen einkaufen gegangen bin, ist eine gekommen, so eine höhere Dame: ‹Was fällt Ihnen ein, nach fünf Wochen schon mit dem Kind rausgehen!› Die haben mich fast fertig gemacht.

Nur vom englischen Staat – nicht von den Schweizer Behörden – habe sie eine kleine finanzielle Unterstützung erhalten. Frauen galten in der Bevölkerung als die allein Verantwortlichen. Auf das Bild, das in der Erinnerung der Zeitzeugen von den Internierten haften blieb, hatten derartige Vorkommnisse keinen Einfluss.

Elendszüge am Bahnhof

Aber auch zivile Flüchtlinge gelangten ins Toggenburg. Die Anzahl Flüchtlinge und ihre genaue Unterbringung zu rekonstruieren, gestaltet sich vielerorts schwierig. Im Toggenburg

wurden mit Sicherheit in Hemberg, Oberhelfenschwil und Unterwasser und Neu St. Johann nach 1942 Auffanglager für Flüchtlinge errichtet. Einzelne Hinweise auf Flüchtlinge finden sich ab 1943. Ein Wattwiler Wirt nahm 30 bis 35 Judenkinder des Roten Kreuzes auf und stellte das Gesuch, diese zum Schulunterricht zuzulassen. In Ebnat sollten im Sommer 1944 für die Dauer eines Monats Flüchtlingskinder zur Entlastung der Schweizer Pflegeeltern im Kurhaus Bellevue untergebracht werden. Ob diese Unterbringung zustande kam, ist aus den Quellen nicht ersichtlich.

Eine grössere Flüchtlingswelle erreichte die Toggenburger Gemeinden erst 1944. Am 6. Oktober 1944 trafen am Bahnhof Lichtensteig Flüchtlinge aus Frankreich ein, die nach Oberhelfenschwil weiterreisen sollten. Hier wurden sie verpflegt, bevor sie weiterzogen. Der Ortschronist beschrieb ihre Ankunft:

Der Elendszug gibt uns ein Bild dessen, was unser Nachbarland im Westen in diesen Tagen durchzumachen hat. Es sind lauter Frauen, Kinder und Greise. Herr Zimmermann trägt ein Kleines vom Bahnhof nach dem Hotel ‹Krone›, wo eine Mahlzeit serviert wird. Wie die Sirene ertönt, legt sich ein Kind mit einem Angstschrei auf den Boden. Nachher wandern die Leute weiter nach ihrem Lager in Oberhelfenschwil.

Auch in Wattwil wurden Flüchtlinge vor der Weiterreise nach Hemberg und Oberhelfenschwil im Volkshaus mit Essen versorgt. Das Rote Kreuz suchte nach Familien, die Mütter mit Kindern aufzunehmen bereit waren. Die Lehrlinge der Firma Heberlein zimmerten Bettstellen, die von der Geschäftsleitung ausgestattet wurden. Wie lange die Flüchtlinge hier weilten, bleibt unklar, doch blieben sie mindestens bis zum Jahresende 1944 im Toggenburg. In Hemberg waren 239 Flüchtlinge aus 15 Nationen untergebracht; 202 waren jüdischen Glaubens.

Ebnat antwortete auf eine Anfrage zur Unterbringung von 200 Flüchtlingen abschlägig, da die Eich als Lager für Webstühle diente und durch die Entfernung des Dampfkessels nicht mehr beheizbar war. Von den drei genauer untersuchten Gemeinden wurden nur in Kappel Flüchtlinge untergebracht, und das eher aus Versehen. Im «Sternen» Bendel waren 1944 etwa 60 Flüchtlinge, ausschliesslich Frauen und Kinder, einquartiert, ohne dass die Gemeinde davon unterrichtet worden wäre. Die Lagerleitung meinte, die beiden Räumlichkeiten lägen noch auf Hemberger Gebiet. Der Gemeinderat erklärte, er habe gegen die Aufnahme der vom Kriege hart mitgenommenen Geschöpfe nichts einzuwenden, protestierte aber gegen die Art und Weise

des Vorgehens seitens der verantwortlichen Instanzen. Die Lagerleitung wollte das Versäumte sofort nachholen.

Gut versteckt und verschwiegen

Es gab auch Bauern, die Flüchtlinge versteckt haben. Ich weiss von einem im Nestel, der hat auch einen versteckt. Der durfte einfach wegen der Kontrollen drei Wochen nicht mehr aus dem Haus und musste im Stall schlafen. Es gab viele Bauern, die versteckt haben . . . Man durfte das einfach nicht publizieren.

Eine Zeitzeugin erinnert sich, dass bei ihrer Tante jemand wohnte, von der sie glaubte, es sei eine jüdische Person. Die Mutter habe aber etwas Angst gehabt, woraus sie schliesst, dass es sich um einen Flüchtling gehandelt hatte. Sie vermutet, dass es auch im Toggenburg Leute gab, die Juden versteckt hatten, *aber das hat ja niemand an die grosse Glocke gehängt.*

Ein eindeutiger Fall von privater Aufnahme eines Flüchtlings wird von einem Wattwiler Pfarrer bezeugt. Dieser hatte 1944 einen jüdischen Flüchtling aufgenommen, der nicht lagertauglich war. Die Gemeinde hatte nichts dagegen und bewilligte den Aufenthalt für vorerst sechs Monate unter der Voraussetzung, dass der Pfarrer sich unterschriftlich verpflichtete, eine Garantie zu übernehmen.

Toggenburger Pfarrer mit Mumm

Eine Reihe von Toggenburger Pfarrern verfolgte schon früh die Übergriffe gegen Juden in Deutschland. Als erste organisierte die toggenburgische Pastoralgesellschaft bereits 1934 zwei Vorträge zum Thema «Judenfrage», einen in Nesslau, den anderen in Hemberg. Allen voran waren der deutsche Professor Schmidt in Lichtensteig, der Dekan von Wattwil und der Pfarrer von Kappel in dieser Sache aktiv. Während des Krieges engagierte sich vor allem die Junge Kirche in der Frage der Flüchtlinge. So wandte sich die Junge Kirche Kappel mit einem Brief an Bundesrat von Steiger. Darin beklagten die Unterzeichnenden die Behandlung, welche die Flüchtlinge vonseiten der Schweizerischen Fremdenpolizei erfuhren. Sie hofften, dass für diese Art der Behandlung untergeordnete Stellen verantwortlich seien, und appellierten an den Bundesrat, dem Recht Geltung zu verschaffen.

Gegen die Juden hatten wir keinen Grund, etwas zu haben. Erst später wurde man inne, weshalb sie verfolgt wurden. Da hat doch mancher gesagt: ‹Die werden sich ja schon derart aufgeführt haben.›

Eine Zeitzeugin, die mit einem jüdischen Flüchtlingsmädchen zur Berufschule ging, meint:

Nicht, dass wir sie . . . (senkt die Stimme), aber sie waren Juden und irgendwie war das einfach noch drin.

Es scheint, dass man mit Juden, die schon vor dem Krieg in der Gemeinde lebten, keine Probleme und ihnen gegenüber auch keine Vorbehalte hatte. Auch der Sohn der jüdischen Familie in Ebnat erinnert sich nicht an irgendwelche Feindseligkeiten. Er habe sich sehr wohl gefühlt in Ebnat. Sein Vater sei Mitglied im Männerchor und anderen Vereinen gewesen.

Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, dass die Schuljahre 1935–1941 eine meiner schönsten Zeiten waren. Die Bürger von Ebnat nahmen uns mit grosser Freundlichkeit und Liebe auf. Wir fühlten uns sehr wohl.

Quellen

Erinnerungsinterviews mit neun Personen aus Wattwil und Ebnat-Kappel.
Der Toggenburger.
Toggenburger Anzeiger.
Toggenburger Bote.
Toggenburger Nachrichten.
Ortschroniken Wattwil und Lichtensteig.
Gemeinderatsprotokolle der Gemeinden Ebnat, Kappel und Wattwil.
Akten der Politischen Polizei, Staatsarchiv St. Gallen.